Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Kriminal-Novellen.

Kriminal-Novellen.

Kriminal-Novellen

von

Ludwig Habicht.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1864.

An

Dr. Karl Gutzkow.

Verehrter Herr und Freund!

Wem anders als Ihnen, dem es allein sein Entstehen verdankt, könnte ich dies Buch widmen? Als ich Ihnen vor Jahren meine ersten Versuche vorlegte und Sie um Ihr Urtheil bat, schenkten Sie mir ein solches Wohlwollen, eine solch' herzliche Theilnahme, die mich allein ermuthigten, den fast unbewußt eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Mit Märchen und Aphorismen war ich zu Ihnen gekommen; Sie sagten mir ohne Rückhalt die Wahrheit; aber Sie blieben mir doch ein rathender, helfender Freund und zeigten mir zu jeder Stunde ein wohlwollendes Herz.

Die Novellen sind zum Theil noch unter Ihren Augen, von Ihrem freundlichen Rath unterstützt, geschrieben worden und so mögen Sie denn zu Ihnen zurückwandern, als Ausdruck der größten Verehrung und Dankbarkeit, mit der Ihnen zugethan bleibt

Berlin, im October 1863.

Der Verfasser.

Die ersten Tausend.

Das Schicksal hat mich frühzeitig in ein Bureau geschleudert, das gewöhnlich — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — mit einem Kerker oder Gefängniß für gleichbedeutend gehalten wird. Ich war jung, der Himmel über mir noch hoffnungsrosenfarben — was hätte ich da um das Bauer sorgen sollen, in dem ich gerade steckte, ob es mehr oder weniger mit Blumen geschmückt oder mit staubigen Akten ausgefüttert war!

Ein solcher Bureau-Aufenthalt hat dennoch manch' Interessantes — Prozesse, Leben und Leute gaukeln in bunter Mannichfaltigkeit an Einem vorüber, und das geht Alles doch wieder seinen ruhigen Geschäftsgang, die Akten liegen so still und unschuldig in ihren Fächern, als könnten sie kein Wasser trüben, und doch führen von dort aus unsichtbare Fäden bis in die innersten Herzen der Betheiligten und spenden Glück und Freude oder Sorge und Kummer, je nachdem sie das schwankende Zünglein der Justiz gewendet, und ein günstiges oder ungünstiges Erkenntniß „ad acta" gewandert ist.

Aber nicht nur das Publikum ist ein reiches, lustiges Feld der Beobachtung, sondern auch die dort an die Galeere des Schreibtisches Geschmiedeten haben ihr Interessantes und Absonderliches, so wenig sie selbst auch sich dessen bewußt sein mögen. Es giebt ja eine Hülle und Fülle von Lustspielen, in denen ein an der Feder kauender, vertrockneter Aktenwurm figurirt und uns ein Lächeln abzwingen will.

Daß gerade unter den Schreibern so wunderliche Käuze herumspuken, mag theils von ihrem ewigen Sitzen und den daraus entstehenden Verdauungs-Beschwerden herrühren, theils aber sickert auch das Prozeßgift langsam vom Kopf zum Herzen und raubt den Meisten alle Gemüthlichkeit und alles frohe Aufathmen; und so kommen die wunderlichen Bursche endlich gar zu dem Glauben, daß die Parteien sich nur darum die Hälse brechen und darum kostspielige Prozesse führen, damit diese staubathmenden Diener der Justitia ein hübsch gefältelt und geheftetes Aktenstück in's Fach legen und ihre wunderlich mystischen Zeichen „Müller und Krause M. 1994" darauf kritzeln können. — Von einem Prachtexemplar dieser Gattung will ich Euch erzählen.

Der wohlbestallte Privat-Aktuarius Schultze war mein unmittelbarer Vorgesetzter. Mir wurde etwas unbehaglich zu Muthe, als ich zum ersten Mal das

ehrwürdige gestrenge Haupt erblickte, das so jupiter=mäßig auf seine Akten=Götterwelt zu blicken schien. Mit der Zeit verlor sich der Nimbus, den die juristische Atmosphäre um ihn gebreitet, und ich wurde endlich den Menschen ansichtig, der mir, anstatt gehörigen Respekt einzuflößen, manch' heimlich Lächeln ablockte. Aber es war auch ein aus dem besten, aus ganzem Holze geschnittener Bureaumensch, der seine Bestimmung erreicht und mit vollster Sicherheit in dem seinen Anlagen und Neigungen entsprechendsten Fahrwasser herumsegelte.

So wohlig ist dem Fische nicht in seiner krystallenen Fluth, wie es Schultze in seinem Bureau war, und er grub sich in die Berge von Akten mit einem Behagen ein, wie es nur noch der Bergmann empfinden mag, der einen ergiebigen Schacht durchwühlt. Es war Sympathie, Wahlverwandtschaft zwischen ihm und seinen Akten, er liebte sie bis zur Leidenschaft und behandelte sie mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, die ordentlich rührend war und gewiß dem alternden Junggesellen die Kinderfreuden ersetzen mußte. Er war vollkommen glücklich, wie dürr und freudlos auch sein Leben war, denn bei seinem großartigen Dünkel, daß nur eben seine außerordentliche, wenn gleich äußerst geistlose Thätigkeit die Maschine des gewöhnlichen Geschäftsganges in Ordnung erhielt, plagte sich der

arme Mensch ehrlich genug ab. Am liebsten hätte er auf Alles die Hände legen, Alles selber machen mögen, und da dies nicht ging, so mäkelte und tadelte er an fremder Arbeit so lange herum, bis sie schlecht genug war, die Vorzüge seiner eigenen glänzendern Leistungen recht in's Licht zu setzen. Mit seiner ohnehin kleinen Seele in das kleinliche Treiben eines solchen Akten=schreibe=Daseins eingesponnen, langte er nicht mehr mit einem einzigen Fühlfaden in die lustig schimmernde Welt hinaus; das Mechanische, Trockne und Staubige seines Geschäfts war, so zu sagen, seine innerste Natur geworden, aus der er nicht mehr heraus konnte, und wie eine Glasscherbe schnitt er Jeden, der ihn nur anzu=fassen wagte, in die Finger.

Aktuarius Schultze war eine ziemlich lange, hagere Figur mit einem unverhältnißmäßig kleinen Kopf und einer so niedern Stirn, daß entschieden gerade nur der todte Mechanismus des Bureau=Geschäftsganges darin hatte Platz finden können. Aber es lag eine Würde, eine Grandezza in seinem Auftreten, um die ihn sicher mancher Obertribunalsrath beneidet hätte. Er kam immer in langen schwarzen Beinkleidern, grünem spitz=geschnäbeltem Frack und mit einem Aktenstück unter'm Arm. Zwar war die Wolle des Frackes längst bis auf einen sehr kleinen Rest abgebürstet, aber der Anstand, das erhabene Bewußtsein, mit der Schultze ihn trug,

warfen einen verklärenden, versöhnenden Glanz über die mehr als fadenscheinige Aktuariatsherrlichkeit. Das unter den Arm gequetschte Aktenstück — ein längst bei Seite gelegtes „reponirtes," wie die Juristen sagen, denn ein sogenanntes currentes hätte er nie so herzlos zu malträtiren gewagt — sollte ihn nur als Diener der Themis bezeichnen. Dies Aktenstück hob ihn über den Troß der Menge hinweg; er fühlte sich, wenn er gelassen über den Markt hinwegschritt, und die Gassenjungen die neugierig zwischen dem Arm hervorguckende Akten-Etikette betrachteten und das Mirakel immer von Neuem anstaunten, als einen bedeutenden Mann, reckte dann den langen Hals einen Zoll höher, und die Grandezza seines Ganges wurde die eines Vollblutspaniers. — Und nun erst der Hut — der unvermeidliche! Ich glaube, er würde eher ohne Kopf, als ohne Hut in's Bureau gekommen sein, wenn er überhaupt von dem erstern Etwas mitbrachte; den letzteren aber zu vergessen, würde er sich ebenso wenig verziehen haben, als wenn der zweite oder dritte Schreiber es gewagt hätte, mit frecher stürmender Hand in diese „Kron-, resp. Aktuariats-Prärogative" einzugreifen und ebenfalls mit einer solchen, den Herrscher ankündenden Kopfbekleidung in den heiligen Hallen der Schreibstube zu erscheinen.

Und diesen Tort that ihm leider ein kurz vor mir

eingetretener Kollege an; er hieß Berthold, war ein gewiegtes lustiges Kind der Residenz und der grellste Gegensatz unseres Aktuarius.

Wo Dieser pedantisch, trocken, mürrisch und rechthaberisch, da war Jener gewandt, flüchtig und mit einem Leichtsinn begabt, der selbst die wichtigsten, bedeutendsten Sachen auf die leichte Achsel nahm und manche hochpeinliche Arbeit mit einer Oberflächlichkeit behandelte, daß unserm Aktuarius ein Schauer nach dem andern über den Rücken rieselte. Und noch dazu, wenn ihn Schultze zur Ordnung und Pünktlichkeit ermahnte und so recht den zürnenden Präceptor spielen wollte, dann sah Berthold ihn stets mit einem so gutmüthigen, überlegenen Lächeln an, daß dem Zürnenden die letzten Worte erbittert im Halse stecken blieben.

Die beiden Leute stießen sich nun einmal ab, es gab täglich Korrekturen und Reibungen. Wenn Schultze in giftiger Laune auf Berthold zugestürzt kam und ihn mit gewichtiger Amtsmiene auf einen gar gewaltigen kleinen Schnitzer aufmerksam machte und dabei allerlei von Liederlichkeit und Unordnung in den problematischen Bart murmelte, dann nickte und lächelte Berthold stets mit unverwüstlicher Gutmüthigkeit und brachte irgend ein lateinisches Citat, wie: errare humanum, parturiunt montes! oder dergl. vor, und unser Aktuarius, dem in seiner Armenschule solch' gelehrtes Futter nicht

vorgeschüttet worden, zog mit einem bedenklichen Kopfnicken ab, das sagen wollte: „verstehe schon, aber Fehler bleiben's immer, trotz all der lateinischen Brocken, und Sie sind doch ein untaugliches Subjekt."

War nun Schultze auf diesem Felde geschlagen, dann wagte er sich auf ein anderes, nahm einen väterlich belehrenden Ton an und sagte ermahnend: „Junger Mann, Sie sind unerhört flatterhaft, ja respective liederlich! Geben Sie acht — ich habe es Ihnen gesagt, Ihr Vorgesetzter! — Ihr Leichtsinn wird Sie noch in's größte Elend stürzen; Sie kommen im Leben zu Nichts. Sehen Sie mich an, ich habe bald tausend Thaler erspart. Ja, tausend Thaler," fügte er mit ganz eigener Betonung hinzu, wie ich nie wieder tausend Thaler habe aussprechen hören, und wenn Berthold, wie meistens bei solchen düstern Prophezeiungen und gewichtigen Worten, dennoch ein hartnäckiges Schweigen beobachtete und vollkommen gleichgültig blieb, so klagte sich Schultze gegen mich aus: „Sehen Sie, der Mensch achtet das Geld nicht, der wird auch nie zu was kommen!"

Indessen schleifen sich auch die schroffsten Charaktere endlich ab, und die widerstreitendsten Elemente vereinigen sich durch die Alles nivellirende Macht der Gewohnheit. So wäre es vermuthlich auch hier zu einem friedlichen Austrag gekommen, wenn der Leichtfuß

Berthold nicht plötzlich mit seinem oben erwähnten Hut dazwischen gefahren wäre. Und was war das für ein Hut! Schwarz und glänzend war er nach der neuesten Mode, und der Unverbesserliche wagte es sogar, mit ihm auf dem Kopfe in's Bureau zu kommen, um damit recht zu paradiren. Ein — zwei Tage vermochte Schultze es über sich, diese unerhörte Respektwidrigkeit ruhig mit anzusehen; dann aber brach der Sturm los. „Nehmen Sie doch Ihre schäbige Kopfbedeckung hübsch draußen ab, Herr Berthold!" quäkte er ihm mit seiner dünnen Fistelstimme entgegen. — „Mein Hut ist nagelneu und hat noch eine so feste Krempe, daß ich nicht damit schön zu thun brauch'!" war die Replik.

Ein kalter Blick des Hasses, und der Aktuarius senkte den zitternden Kopf tiefer in seine Akten und fuhr schreibend gewaltig darauf los, daß die Feder, solch' stürmischer Behandlung ungewohnt, ordentlich laut aufschrie. Denn sonst ging Alles still und bedächtig, jeder Federstrich war überlegt, wichtig und gravitätisch. Aber es war auch kein Spaß — der freche Berthold hatte die schwächste, empfindlichste Seite des Aktuarius berührt. Es war freilich wahr, daß der Hut des Letztern eine ganz sorgfältige Behandlung bedurfte, daß die Krempe nur noch lose daran schlotterte und wie ein Fisch an der Angel zappelte, und der arme Schultze

erst bedächtig den Hut aufsetzen, dann die haltlose, mimosenartige Krempe mit geschickter Hand auf- und gleichrichten mußte, und daß eben nur seine Virtuosität im Hutaufsetzen die Sache überhaupt noch möglich machte. Aber mußte dies Berthold gesehen haben und jetzt auf seine künstlerische Thätigkeit und sein Hutfragment so kränkende Streiflichter werfen? Das war grausam, unverzeihlich und damit der Bruch der Beiden für immer geschehen.

So jung ich war, besaß ich doch Gottlob natürlichen Verstand genug, um zwischen diesen beiden feindlichen Mächten geschickt hin und her zu laviren, ohne es mit Beiden zu verderben. Bei Berthold war es freilich leicht genug. Er war, wie gesagt, eine harmlose, glückliche Natur, eine Art Allerweltsgenie und in der kleinen Stadt bei Groß und Klein wohlgelitten. Bei Kränzchen spielte er Klavier, Karten, Blindekuh, je nachdem hier oder da das eine oder andere am nöthigsten gebraucht wurde, und gab es einen Geburtstag oder sonst eine Festlichkeit, dann entpuppte sich aus dem Schreiber ein Poet, und ein Gelegenheitsgedicht war im Handumdrehen fertig. Was aber das Beste an ihm, er war bescheiden genug, diese Gedichte nicht zu sammeln und drucken zu lassen und damit gefährliche Sünden gegen den guten Geschmack zu begehen, wie dies leider heutzutage gar viele machen sollen, die nicht

einmal poetische Naturen, geschweige denn Poeten sind. Und das erstere war Berthold durch und durch; dazu war er gebildet und belesen, und den Horaz citirte er mit gleicher Fertigkeit wie Schiller und Goethe.

Augenscheinlich war er ein vom Schicksal Verschlagener und gestand mir später selbst, daß er bis zur Sekunda eines Gymnasiums gekommen, dann aber wegen einer Kneiperei „geschaßt" worden sei. Er hatte sich aus diesem Lebensschiffbruch auf die dürftige, schwache Planke der Abschreiberei geworfen und segelte trotz des Ungewohnten mit gutem Winde lustig und hoffnungsvoll durch das Leben.

Wie aus dem Bisherigen hervorgeht, war es dagegen schwieriger, wo nicht unmöglich, des Aktuarius Gunst zu erwerben. Er war, obwohl ein hoher Dreißiger, schrecklich eitel und von einer unerhörten Selbstgefälligkeit, und selbst ich junges Blut hatte unter der neunschwänzigen Katze seiner ewigen „Krittel- und Tadelsucht" viel zu leiden und würde ihn wegen seiner lästigen, alle Gemüthlichkeit über den Haufen werfenden Pedanterie recht gründlich haben hassen müssen, wenn ich ihn nicht heimlich auslachen und auch ein wenig mit jugendlichem Uebermuth hätte verspotten können.

Am liebsten hatte er zehn Hände haben mögen, um Alles selbst schreiben zu können, denn so hübsch, so akkurat wie er konnte doch Niemand arbeiten. Es

war abscheulich, wie manches hübsche Aktenstück, das er reinlich und zierlich vollgeschrieben, plötzlich durch die liederliche Pfote Berthold's verunstaltet wurde, der auf solche Schriftstickerei durchaus Nichts gab und bei seinem Schreiben wie toll darauf los fuhr. Wenn Schultze solches sah, seufzte er schwer und warnte mich, der ich ihm gegenüber saß, vor solcher Schleuderarbeit. Ich nickte ihm Beifall zu und bewunderte seine schöne Schrift, und dann flog stets ein freundliches Lächeln über das gelbe eingetrocknete Gesicht. „Ja, das kann freilich nicht jeder hergelaufene Leichtfuß," bemerkte er gewichtig. — „Das können nur zu Copirmaschinen umgewandelte Stiefelputzer!" meinte der an einem andern Tische sitzende Berthold, der mit seinem trefflichen Gehör Schultze's leise Worte vernommen. Dann folgte ein hohes Erröthen, ein tiefes Schweigen von Seiten des Aktuarius, und für lange Zeit war Grabesstille in der großen Aktenstube.

Es lag freilich Wahrheit darin; Schultze hatte seinem Prinzipal früher die Stiefel geputzt, aber er führte jetzt mit eben der Sicherheit den Kiel, wie früher die Bürste, und hatte hinreichend bewiesen, daß in einem Stiefelputzer das Zeug zu einem Aktuarius und wer weiß wozu noch liegen kann. Leider war aber Schultze nicht philosophisch genug, sich über seine verbesserten Glücksumstände zu freuen; seine Antecedenzien wurmten

ihn und sollten nicht so höhnisch bloßgelegt werden. Da er sich aber auf diesem Felde nicht rächen konnte, so ließ er den Gegner sein Uebergewicht desto entschiedener in einem Punkte fühlen, in dem er unbedingt der Ueberlegene war — in dem des Geldes. Er hatte sich, wie schon gesagt, ein kleines Kapital erspart oder vielmehr erhungert. Das war sein Stolz, sein Triumph, und gewöhnlich ritt er mit seinem Reichthum wieder in's Treffen, wenn er von dem zungengewandten Berthold eben erst geschlagen worden. „Geld macht Ansehen, ohne Geld ist man ein Narr." Das war sein Wahlspruch, den er nicht nur im Munde, sondern auch im Herzen und in der Tasche führte.

Nach kurzer Zeit war ich so glücklich, auch außer dem Bureau mit Schultze zusammenzukommen, denn ich wurde durch Zufall sein Stubennachbar, und der hohe Chef war herablassend genug, auch in dieser neuen Qualität mit mir in Verbindung zu treten und mich in die höhere Magie des Sparens einzuweihen, in der ich es jedoch leider nie über den Lehrling hinausgebracht habe.

Er besuchte mich huldvollst, und auch ich durfte die geweihten Räume seines Zimmers betreten. Sie waren kahl und dürr, wie die Seele ihres Bewohners — keine Blumen, keine Gardinen, kein bequemes Hausgeräth

— kaum das Nothwendigste, und auch dies nur ruinenhaft und verfallen. Da saß er denn in einem alten zerlumpten Kittel, der sich gewiß ungeheuer gewundert haben würde, wenn er gehört, daß ihn sein Träger mit „Schlafrock“ angeredet, aber noch ein andrer hing an der Wand, ach, so roth, so blumig wie eine Frühlingslandschaft, aber so steif und ungelenk, wie aus Stein gehauen! —

Das war der kostbare, die stolzesten Empfindungen weckende Schatz, der nur beim kurzen Mittagsspaziergang die dürren Glieder seines Herrn umschloß.

Sothaner Spaziergang beschränkte sich nur auf die kleine Gasse des Städtchens, und da in dieser jedes Haus noch seine schirmende Linde hatte, so wandelte der Herr Aktuarius in dem Schatten der Bäume mit seinem Schlafrock und einem Anstande dahin, der gewiß alle Blicke auf sich ziehen mußte. Alle hübschen Mädchen streckten neugierig die Köpfe heraus, wenn er an ihren Fenstern vorüberwallte; so wenigstens ließ sich seine Eitelkeit vernehmen, und ein schönes Kind hatte ihn sogar in neckender Laune einmal zum Niedersitzen und Plaudern auf ihrer Bank eingeladen. Aber das war eine reine Unmöglichkeit für ihn, da er sich in dem neuen Schlafrock doch nimmermehr niedersetzen konnte; das wäre in seinen Augen eine Art von Schlafrocks-Todt-

schlag gewesen. Nein — und wenn ihn tausend Mädchen zum Niedersitzen gelockt hätten, er widerstand heldenmüthig und rettete, glücklicher als Joseph, der seinen Mantel fahren lassen mußte, trotz der freundlichen Augen die ganze unberührte Schönheit seines Schlafrocks. Zwar, wie er mir dann erzählte, hatte das junge Mädchen nie wieder nach ihm freundlich geblickt; „aber was thut's?" bemerkte er mit einem triumphirenden, vom Andenken seines Sieges verklärten Lächeln, „mein Schlafrock hat noch nicht einen einzigen Knitter!"

Ja, wer seinen weisen Lehren gefolgt wäre, müßte sicher und in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden sein. Er verstand das Sparen und Zusammenscharren in jeder Weise. Man brauchte z. B. seine Einkäufe anzusehen. Das Billigste war ihm nicht billig genug; Niemand verstand das Schrauben und Handeln wie er, hastig langten die langen Finger zu, um noch eine Zugabe wider alles Recht und Gewissen zu erbeuten, und besonders sorgfältig suchte er sich seine Verkäufer aus. Das waren stets Leute, die Prozesse hatten, ihn kannten und, um nur aus ihm ein aufklärend Wort herauszupressen, die Waaren ihm fast umsonst in die Tasche steckten. Welch angestrengter Studien hatte es bedurft, ehe er die Quellen entdeckte, wo der billigste Tabak, das wohlfeilste Brod und die besten, nie versagenden Streichhölzchen zu haben waren, die ja in unsrer betrügerischen

Welt leider auch immer schlechter werden! Aber die Studien trugen auch ihre Früchte; der Schatz ward stets größer, und Schultze beklagte nur oft, daß der Staat nicht noch kleinere Münze als Pfennige schlagen lasse, denn wie Manches ließe sich da nicht billiger erwerben! Das viele Silber mache die Sachen nur theurer; „auch für den zehnten Theil eines Pfennigs,“ philosophirte er, „müßte man noch Etwas kriegen.“ —

Wie sich sein Körper bei diesem Sparsystem befand, ob er vom Hunger ausgegerbt zur Mumie eintrocknete, kümmerte ihn wenig; wurde doch sein Kapital immer größer, und ging er doch mit Riesenschritten auf die ersten Tausend los, hinter denen in leuchtender Ferne noch viele, viele beseligende Tausende dämmerten! — Bei seinem gar nicht bedeutenden Gehalt war es aber in der That auch ein wahres Meisterstück, sich solch eine Summe zusammenzuscharren; doch er war auch ganz stolz darauf und spannte die Saite immer höher. Er bedauerte nur, daß der Anstand sein „elegantes und feines Auftreten“ erfordere, denn er glaubte steif und fest, daß er wohlanständig und gut gekleidet einherspaziere, und war in diesem Wahn selbstzufrieden und glücklich.

Da mußte plötzlich den hoffnungsvollen Millionär noch einmal die Liebe packen, ihm tüchtig die Ohren schütteln und ihn aus all' seinen Himmeln reißen.

Unser Weg führte uns täglich an einer Weinstube vorüber, in der meistens Bier geschenkt und getrunken wurde; aus dem einen Fenster derselben blickte ein hübscher Mädchenkopf und nickte dem vorübersegelnden Schultze freundlich zu. Anfangs schielte er nur mit halbem Auge wohlgefällig auf das liebe Kind, aber es war gar zu artig und hübsch, und endlich wendete er ihr stets die ganze Breitseite seines Gesichtes zu und verzog dasselbe zu seinem freundlichsten Lächeln. Mir, seinem Stubennachbar, offenbarte er sein stilles Liebesglück. Unter den üblichen Gratulationen wegen dieser wunderbaren Eroberung erstaunte ich doch im Grunde nicht wenig, daß sich in Wahrheit irgend ein freundlicher Mädchenblick zu diesem aktendürren, vertrockneten Subjekt verirren könne, ohne nicht erschrocken zurückzuprallen, denn Schultze war doch gar zu häßlich. Solche glotzende Augen, solche dicke Nase und einen so unverschämt großen Mund hatte ich noch nie gesehen, und vollends die Ohren waren von einem Umfang und so abstehend, wie ich sie nie wieder an einem menschlichen Kopf beobachtete. Ja, wenn ich hinter ihm in gemessener Entfernung drein ging und mir dann das hübsche Gesichtchen betrachtete, das diesem personifizirten Aktenstück freundliche Blicke zuwerfen sollte, dann konnte ich es nicht begreifen und fand die Geschichte immer räthselhafter.

Da sah ich eines Sonntags den Kollegen Berthold in die „Weinstube“ schlüpfen, und neugierig eilte ich ihm nach.

Als ich hineintrat, stand er bereits lachend an der Seite des jungen Mädchens, das ihm Etwas erzählte, worauf er herzlich lachte und dann feierlich zu deklamiren begann:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh' —

nein, es ist wirklich göttlich, wie der alte, verdorrte „Fichtenbaum“ von seiner Palme träumt und ihr schon so freundlich zunickt! Herzensmädchen, das giebt einen Spaß!“ — Jetzt erst bemerkte er mich und bekannte mir sogleich, daß Wilhelmine, die ich eben vor mir sehe, sein Feinslieb und nur auf sein inständiges Bitten dem Bureauchef durch so freundliche Blicke warm gemacht habe; wo möglich solle er ganz angezündet werden und in seinem Liebeseifer irgend einen Geniestreich begehen; es sei eine Neckerei, die uns viel Spaß und dem alten Griesgram eine nützliche Lehre verschaffen würde. Als ich dem fidelen Burschen nun die Bekenntnisse Schultze's mittheilte, wußte er sich vor Lust und Jubel kaum zu fassen.

„Wenn wir den Patron nur herexpediren könnten!“ rief er. „Ich würde ja das alte Aktenfascikel so mit Bier taufen, daß er gar nicht mehr aus den Augen sehen

könnte, und Du, Wilhelmine, drücktest ihm zärtlich die Hand und so, daß er dann drei Tage im Fieber läge." Der übermüthige Mensch bestürmte mich so lange, bis ich einwilligte, mich an dem Komplott zu betheiligen und für das Herbugsiren des Bureauchefs zu sorgen.

Beim nächsten Vorübergehen des Aktuarius mußte der Blick der kleinen Sirene noch verführerischer gewesen sein, denn der gute Schultze war in einer ungewöhnlichen Aufregung, sprach viel von seinem Glück, wie viele Hände sich nach ihm ausstreckten, und wie er gar nicht wisse, wohin er zuerst langen solle; aber die kleine Schenkwirthin sei doch die hübscheste. — Ich entgegnete ihm, er habe ja die Wahl in Händen, das Mädchen zu beglücken; der Vater solle sogar reich sein. — „Aber er kann viel Kinder haben!" meinte er vorsichtig; „da kommt auf keins viel, das ist Alles schon dagewesen." — Devotest bemerkte ich, daß ich dies nicht glaube, indessen könne er das Nähere ja leicht erfahren, und nachdem er darauf nur mit einem nachdenklichen „Hm, hm!" geantwortet, rückte ich zur guten Stunde mit meinem Vorschlage heraus. „Herr Aktuarius," sagte ich, „wie wäre es, wenn wir einmal ein Glas Bier dort tränken? Da wären Sie gleich orientirt." — „Ein Glas Bier?" — Er sprang auf und sah mich so erschrocken an, als habe ihn eine dämonisch vernichtende Gewalt schon beim Aermel gefaßt. „Nein, mein Herr!"

— er nannte mich auch schon Herr, um sich eben recht urban und höflich zu zeigen. — „Glauben Sie denn, ich habe mir mein Geld nur deshalb so sauer zusammengespart, um es in Schenken todtzuschlagen? Pah, laß sie schmachten!“ fügte er, sich von den Liebesgedanken befreiend, mit einer hochmüthigen Frivolität hinzu, die einem Don Juan Ehre gemacht haben würde. — Ich verbiß mein Lachen und schwieg.

Er mußte aber doch erfahren haben, daß der Weinschenk nur zwei Kinder besitze, und seitdem begann in seiner Seele ein sichtlicher fürchterlicher Kampf. Der gewisse drohende Verlust einiger Silbergroschen rang mit der ungewissen Aussicht auf Eroberung eines reichen Mädchens. Ich bemerkte mit Vergnügen die wachsende Unruhe meines Nachbars, denn er ging jetzt rascher als sonst in seiner Stube auf und ab und dampfte in schnelleren Zügen seine Pfeife — Alles eine fürchterliche, eine Staatsumwälzung anzeigende Verschwendung! Das raschere Auf- und Ablaufen kostete nicht nur Schuhsohlen, sondern auch eine Butterschnitte, weil diese Bewegung einen schrecklichen Einfluß auf seinen sonst so still und geräuschlos arbeitenden Magen ausübte. — Und wie vorsichtig war er sonst! Er mied im Bureau jede Bewegung, ging auch auf der Straße langsam und gemessenen Schrittes. Das unwissende Volk nannte es Stolz, und doch war es nur eine ganz unschuldige Deko-

nomie — er wollte nicht durch unnöthiges Courbettiren den so wohlgeschulten Magen zu außerordentlicher Thätigkeit veranlassen. Und welche Lücken mußten erst durch dieses raschere Dampfen im Tabaksvorrath entstehen, der doch für jeden Monat so akkurat und knapp berechnet war, daß Schultze um kein Quentchen den Etat überschreiten durfte, wenn er nicht alsbald den empfindlichsten Mangel verspüren sollte!

Einige Tage schwieg er noch und rang augenscheinlich im Innern mit großen Entschlüssen; ich wagte es nicht, ihn in diesem Brüt-Geschäft zu stören.

Endlich eines Freitag Nachmittags suchte er mich wieder in meiner Stube auf und ging zuerst sich sammelnd ein paarmal auf und ab, dann trat er rasch auf mich zu. „Sagen Sie, Herr" — die Zunge versagte ihm, er konnte nicht weiter und mußte sich durch ein paar weitere Gänge neuen Muth holen. — Ich war gespannt und neugierig, was das außergewöhnliche Betragen des sonst so ruhigen Menschen zu bedeuten habe. Plötzlich änderte er sein Benehmen, und wieder auf mich zutretend fragte er mit gedämpfter Stimme: „Was kostet denn ein Glas?" — Jetzt fiel mir's wie Schuppen von den Augen — das war die weltbewegende Frage, die ihm auf den Lippen geschwebt, und von deren Beantwortung seine ferneren Entschlüsse abhingen. Ich wollte seinen Frageifer nicht erst erkalten lassen und entgegnete deshalb

leichthin, um den Werth dieses Geldstückes so recht herabzudrücken: „O nur einen Groschen!“ — „Einen Groschen!“ wiederholte er mit ganz anderer, die Größe und Wichtigkeit eines Groschens erwägender Stimme. Vierundzwanzig Groschen machen einen Thaler! — das war gewiß sein nächster Gedanke, und er ging seufzend hinaus.

Ich theilte Berthold den Seelenkampf Schultze's mit, und jubelnd rief er aus: „Gewonnen! Noch ein Blick aus Wilhelminens Augen, und er ist gefangen!“ — Jedoch möchte die Sache nicht so schnell gegangen sein, wenn nicht ein Zufall unserm Spiel zu Hilfe gekommen wäre. Ein Bauer hatte Schultze wegen eines gewonnenen Prozesses mit einem kleinen Geschenk beehrt; zwar hätte er damit seinen derangirten Tabaksvorrath auf ordnungmäßigen Fuß bringen können, —

„Aber die Liebe zieht, die Liebe lockt,
Wie auch das Herz erschrocken stockt!“ —

es ward beschlossen, den kühnen Schritt zu wagen, und Schultze lud mich artig ein, ihn auf diesem Wege zu begleiten; er wolle mich in Gesellschaft führen, meinte er mit Protectormiene. Ich ließ ihn denn in Gottesnamen gewähren und gönnte ihm von Herzen den Genuß, sich noch vorzulügen, wie er eigentlich mir damit eine unerhörte Ehre erweise.

Der denkwürdige Tag nahte heran, Schultze wurde

wieder scheu und schüchtern wie ein Kind, und es bedurfte jetzt all' meiner Ueberredungskunst, ihn Stich halten zu lassen. Langsam, jeden Stein prüfend, als ob dieser wegen seines ersten Wirthshausganges sich erschrocken von seinem Fuße zurückziehen würde, schritt er vorwärts. Jetzt kamen wir vor dem Hause an, ein Schauer überlief ihn, er wollte zurück, überließ sich aber mechanisch meinem Drängen und war gefangen. Ich sah noch, wie er krampfhaft die Hand in die Tasche steckte und nach seinem Groschen fühlte — er mußte noch vorhanden sein, aber wie bald schlug die Stunde der Trennung! Ich bestellte zwei „Kuffen," — wie es hier zu Lande heißt — und von der neuen fremden Umgebung ganz übernommen, ließ er sich ruhig von mir in ein Nebenstübchen schleppen, von dem aus man die ganze Weinstube übersehen konnte. Wilhelmine, das schelmisch-freundliche Kind, brachte auf Verabredung selbst die Kuffen und setzte die eine mit ihrem süßesten Lächeln und mit den Worten vor Schultze hin: „Lassen Sie sich's gut schmecken, Herr Justiz-Aktuarius!" —

„Herr Justiz-Aktuarius!" — Wie das sich glatt und schmeichelnd um das alternde, aktendürre Herz legte! — Er wäre bis an den Nacken erröthet, wenn es sein vergilbtes, dürres Gesicht nur zugelassen hätte; er wollte Etwas von „Vergnügen, Ehre" hervorstammeln, aber Wilhelmine war schon verschwunden.

„Aber da haben wir ja das quäst. Mädchen noch nicht bezahlt!" rief er endlich aus, und als Wilhelmine zurückkam, hielt er ihr mit einer Geberde seinen Groschen hin, mit der Mucius Scävola damals die Hand in die Feuerpfanne gesteckt haben mag. „O das kommt beim Fortgehen in Ordnung," bemerkte ich dazu, „aber kosten Sie nur!" — „Ja so!" stieß er hervor und setzte die Kuffe an die Lippen. „Hm, das Bier ist sehr gut concipirt," meinte er dann freundlich schmunzelnd und hatte allerdings auch Ursache dazu, das Bier zu loben; es war ganz besonders für ihn „concipirt" worden, indem man es tüchtig mit Zucker versüßt hatte.

Wir blicken jetzt auf die sich immer mehr mit Gästen füllende Stube hinaus, und ich bemerkte nicht ohne Befremden, mit welcher Aufmerksamkeit Schultze dem „Vertilgen" des Bieres zusah und sich keine geleerte Kufe entgehen ließ. Mir war jedoch das Ruhigsitzen langweilig. Wie gerne hätte ich mich unter die lustig Zechenden gemischt, von denen schon Mancher mir bekannt geworden. Da kam Wilhelmine noch einmal in das Kabinet, in dem sie von Zeit zu Zeit, da es als Vorrathskammer diente, Etwas zu schaffen hatte, und diesen Moment wollte ich benutzen. Ich sagte daher zu Schultze, daß ich mit einem Bekannten draußen ein paar Worte sprechen müsse, und da meinte er: „Nun, da kann ich nach Hause gehen."

„Bitte, bleiben Sie doch noch hier, solch' stille Gäste sind mir stets angenehm," bemerkte Wilhelmine schmeichelnd. — „Dann will ich noch warten, das Bier ist wirklich gut," versetzte er mit einem schmachtenden Blick auf das Mädchen und that wieder einen Zug. Damit war seine Conversationsquelle aber auch erschöpft, und aufmerksamen Auges wandte er sich wieder nach dem Treiben der Gäste.

Nachdem ich draußen einige Zeit bei Bekannten verweilt hatte, suchte ich mir meinen Pflegebefohlenen wieder auf. Der Hut ward sorgfältigst aufgesetzt, und vorsichtig durch die Menge schleichend erreichten wir den Schenkstock, wo Wilhelmine stand. Rascher, als ich's von Schultze erwartet, griff er nach seinem Groschen und drückte ihn der Hebe in die Hand, die wieder einen ihrer zündenden Blicke für ihn in Bereitschaft hatte. Ein tiefer Seufzer Schultze's, von dem es ungewiß blieb, ob er dem Scheiden von seinem alten geliebten Geldstück oder seinem neuen geliebten Mädchen galt — und wir waren auf der Straße und im Freien. Das ungewohnte Bier hatte ihn lebhaft und gesprächig gemacht, und er begann sich ob seiner Heldenthat zu brüsten. Aber am andern Tage sagte er mir doch warnend: „Sie haben noch drei Gläser getrunken, Herrje, das ist ja Völlerei, resp. Verschwendung!" — Ich hielt es für

väterliche Besorgniß, die ihn zum Zählen getrieben, sollte aber bald einen ganz andern und wunderlichen Grund entdecken.

Der Rubikon war überschritten, und bei der nächsten extraordinären Einnahme folgte Schultze mit weit weniger Widerstreben der lockenden Sirene. Er willigte sogar ein, in der Gaststube zu bleiben und sich dort in einen Winkel zu drücken. Auch hierzu hatte er, wie ich später erfahren sollte, seine Gründe.

Die Stube war diesmal belebter. Schultze erhielt von Wilhelminen sein süßes Bier, und wurde in eine Ecke geschoben, von wo aus er mit offenem Munde dem lustigen Treiben zusah. Sein aktenstaubiges Herz schien sich förmlich in den verrosteten Angeln zu drehen und für diese lustige Welt empfänglich zu werden. Da trat der heitere Berthold herein und wurde von der ganzen Gesellschaft mit freudigem Zuruf begrüßt. Ueber das Antlitz des Chefs zog sich ein dunkler Schleier des Mißmuths, der das ohnehin häßliche Gesicht mit den unglaublichsten Tinten übergoß. Er rückte auf seinem Sessel unruhig hin und her, war aber doch zu vollendeter Gentleman, um sein Unbehagen vor allen Leuten merken zu lassen, und hielt daher muthig Stand.

„Ah, guten Morgen, College!“ redete äußerst cordial

der lustige Berthold unsern Schultze an und reichte ihm ordentlich gönnermäßig die Hand. „Ich hätte eher eine nicht vorausberechnete Sonnenfinsterniß erwartet, als Sie hier zu sehen!“ Das Antlitz Schultze's hatte sich auch in der That verfinstert, die Stirn sich zu einem einzigen Runzelwulst zusammengeballt, und die grauen Augen ruhten ganz klein zugespitzt auf dem frivolen, rücksichtslosen Feinde. — „Hm, ich bin —“ brachte er mühsam und knurrend hervor. — „Hierher gekommen, um den Aktenstaub wegzuspülen?“ ergänzte Berthold. „Recht so, College! — Himmlische Wilhelmine, fahren Sie einige Gläser vor! Wir wollen diesem feierlichen Moment der Begegnung die rechte Weihe geben!“ —

„O danke, Herr Berthold!“ entgegnete Schultze mit scharfem Tone, um den Uebermüthigen in seine Schranken zu weisen, „ich habe mir schon selbst einen Labetrunk verschafft.“ — „Pah, Bier!“ war die Antwort; „laßt den Schaum zum Himmel spritzen — dieses Glas dem seltnen Gast!“

Man scherzte und lachte und versuchte Schultze in den allgemeinen Strudel der Lust hineinzuziehen. Er wehrte sich anfangs wie ein Verzweifelter, aber die Aeußerung Berthold's, daß sich's dieser zur Ehre schätze, den Herrn Collegen zu bewirthen, entwaffnete ihn schon halb, und als Wilhelmine herbeigerufen wurde und ihm selbst das Glas Wein kredenzte, da nahm er es mit

unbeschreiblicher Galanterie an, um es auf Aller Geheiß mit einem Zuge auszutrinken. Seine grauen Stechäpfel von Augen belebten sich für einen Moment, bald aber schwamm Alles wieder im alten Grau. Man überließ ihn für eine Zeit sich selbst, um den Wein wirken zu lassen, und trank und jubelte lustig weiter. Er saß indessen unberührt und unbewegt, nur seine Augen verfolgten die Zecher, und ich sah noch durch den lustigen Schleier der Weinlaune, daß sich seine Lippen fortwährend bewegten, und er von Zeit zu Zeit auf ein Täfelchen Zahlen schrieb. — Er notirte sich, wie viel Gläser in einer gewissen Zeit getrunken wurden, und das Ergebniß brachte ihn zu dem seiner Philosophie entsprechenden Schluß: ein Gastwirths-Geschäft müsse die glänzendsten Einnahmen liefern. Vielleicht dämmerte schon in seinem sonst so traum- und gedankenleeren Kopfe das Ideal eines großen Hôtels auf, in dem er nur Geld einstreichen und zählen und wieder zählen dürfe, während die hübsche Frau die Gäste bediene. — Die hübsche Frau? — die war ja gefunden! Hatte Wilhelmine ihm nicht stets freundlich zugenickt und noch jüngst bei der Empfangnahme des Groschens leise die Hand gedrückt? Und schon im nächsten Augenblick sollte er in diesen Phantasieen noch mehr bestärkt werden.

Der Geist des Weines begann nach und nach in der aktendürren Seele Schultze's rege zu werden; er hatte

lange Zeit bedurft, ehe er die Spinngewebe und den Aktenstaub etwas ausgefegt und den alten seltsamen Burschen zu einem uns andern vernünftigen Menschen ähnlichen Individuum gemacht hatte. Plötzlich begann er sich in das Gespräch zu mischen. Man plauderte von dem Glück der Ehe, und Jeder bewarb sich in den neckischsten Redensarten um die hübsche Wirthstochter und strich seine eigenen Verdienste und Fähigkeiten heraus. Sie wehrte aber alle Bewerber mit der heitersten Laune ab und meinte entschieden, nur der Besitzer eines Gasthofes würde ihr Mann werden. — Da ergriff Schultze einen Zipfel des Gesprächs. „Und wenn sich nun eventuell ein solcher Bewerber einfände?" fragte er gravitätisch. — „Dann erhielte er meine Hand," entgegnete sie lachend.

„Ah, College, ich ahne!" erhob jetzt Berthold seine Stimme. „Sie allein wären würdig, diese Perle zu besitzen! Auf die Verwirklichung dieser kostbaren Idee ein Glas, denn was ein lustiger Dichter, ich glaube Reinick, singt:

„Was doch nützen dir die Lumpen! —
Weite Stiefel, einen Humpen,
Frisches Herz und frische Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!" —

das bleibt doch ewig süße Wahrheit! Nicht? — Das kann ich nur begreifen, denn in mir steckt auch ein Poet."

Schultze mußte ein zweites Glas leeren und war damit verloren. Es war zu viel des süßen Weines für das erste und einzige Mal. Anfangs legte sich ein dichter Nebel über seine Augen, die ohnehin lahme Zunge bewegte sich noch langsamer, lallender, und der Wein entführte ihn wieder in die Räume, die eigentlich allein seine ganze Seele gefesselt hielten, in — die Aktenstube. Aber sonderbar, die Repositorien bewegten sich, die Aktenstücke sprachen, bedankten sich in den wärmsten Ausdrücken für all' die auf sie gewandte Liebe und Sorgfalt, er antwortete wieder, es schwirrten juristische Floskeln über seine Lippen, Formeln, die er so oft geschrieben, und die allein den armen, verstaubten Kopf erfüllten. — Berthold rief ihm noch einmal zu: „Sie heirathen Wilhelmine — nicht?" und er entgegnete mit einer gewohnten, bei Käufen üblichen Formel: „Käufer entsagt dem Einwande der Verletzung über die Hälfte!" Alle lachten. Berthold bemerkte lustig: „Ein ganz gelungener Witz, wenn Schultze nicht betrunken wäre. Er sinnt jetzt über seinen Ehe- resp. Kaufcontract."

Indessen wurden seine Gedanken immer verworrener, seine Redensarten immer konfuser, er figurirte nur noch mit den Händen, ein nochmaliges „ich entsage!" rang sich über die Lippen, er sank auf seinen Stuhl zurück und war fortan „ein Abgeschiedener der Freuden dieser Welt."

Schultze erwachte am andern Morgen in seinem Bette, wohin er gebracht worden, ohne daß er recht zur Besinnung gekommen. Die Erde hatte um ihn getanzt, er hatte fortwährend auf einem Carousset gesessen, an dessen Decke statt der Ringe große prächtige Gasthöfe befestigt waren, und wenn er nach einem stach und ihn glücklich traf, dann fiel er herunter und war sein. Der Arm hatte ihm ordentlich weh gethan von dem vielen Stechen, und wirklich waren ihm schon drei der schönsten Gasthöfe zu Füßen gefallen, als er unglücklicherweise erwachte und zuerst ein gewaltiges Prickeln und Brennen in seinem Arm fühlte, auf dem er mit seinem Kopfe gelegen, und der deshalb eingeschlafen. Das war ein unbeschreiblich häßliches Gefühl, aber noch viel schlimmer sah es in seinem Kopfe aus, und wenn Kopisch ihn so in seinem Jammer gesehen, würde er kaum so keck gesungen haben: „Ein kluger Mann hieraus ersicht, daß Weins Genuß ihm schadet nicht!“ Denn unsern Schultze hatte derselbe in eine Verfassung gebracht, die es ihm sogar unmöglich machte, sein geliebtes Bureau zu besuchen, und das war doch ein unermeßlicher Schaden und in seiner juristischen Carrière das erste Mal. Er hatte sich stets, selbst bei ordentlichen Krankheiten, in's Bureau geschleppt, das nun einmal ohne ihn zur hilflosen Waise wurde, aber heut mußte er doch an allzu schweren Leiden darniederliegen und es

endlich aufgeben aufzustehen, geschweige denn Zimmer und Haus zu verlassen.

Die Krisis war endlich überstanden und Alles wieder im alten Geleise — nein, das nicht, denn es bereitete sich jetzt in Schultze eine Revolution vor, die ich bei dem alten Burschen nie erwartet hätte. Ich gewahrte bald eine sehr geringe Sorgfalt für seine geliebten Aktenstücke, und daß die früher so sanft und pedantisch hingemalten Buchstaben eine Art Schwung erhielten, als wollten sie mit seinen in Galopp gekommenen Träumen um die Wette reiten. Auch der Gang wurde beflügelter, und, wie gesagt, Alles ließ die Nähe einer Revolution ahnen. Und sie kam, unheilbringend und verderbenschwer, über das arme alternde Haupt des sonst so vorsichtigen Aktenwurms.

Am nächsten Sonnabend, als Schultze eben das Wochenblatt studirte, das, wenn es sich in unser Bureau verirrte, von ihm mit der süßesten Befriedigung der Berechtigung, von uns niedriger Rangirten aber heimlich gelesen wurde, sah ich ihn plötzlich das Blatt weglegen und mit großen Schritten im Bureau auf- und abgehen. — Das war eine T h a t, etwas Ungewöhnliches und bei ihm noch nicht dagewesen. — Das verhängnißvolle Blatt, dessen Lektüre einen so furchtbaren Eindruck gemacht, reizte meine Neugierde; es lag bereits

wieder auf dem Tische, ich legte daher wie zufällig ein Aktenstück darüber und holte es mir bald darauf mit diesem geschickt herbei. Aber ich konnte nichts Besonderes finden — die gewöhnlichen Markt- und Verkaufs-Anzeigen — sonst Nichts. Ich praktizirte das Blatt Berthold hin, dem gleichfalls Schultze's Gebahren aufgefallen; er las, seine größere Lebenserfahrung mochte leichter den Schlüssel dazu finden, und er flüsterte mir lachend zu: „Geben Sie acht, Schultze macht einen Bockstreich." Ich bat um nähere Erklärung, aber er machte mir nur eine Grimasse und schwieg.

Ach, wohin hatte sich das sonst so lendenlahme, zusammengeschnurrte Roß seiner Phantasie verstiegen! — In dem Wochenblatte stand ein Gasthof zum Verkauf angekündigt, nicht fern von der Stadt, aber doch in neuester Zeit vernachlässigt und wenig besucht. Dahin hatten sich die durch Aktenstaub und durch den neuen Liebesrausch verblendeten Augen verirrt. Die Besitzung mußte gekauft, und dann Herz und Gasthof dem liebreizenden Mädchen zu Füßen gelegt werden.

Zu diesem raschen Entschlusse mußte ihn leider der leichtsinnige Berthold noch mehr anspornen, der plötzlich, als habe er das Wochenblatt eben gelesen, ausrief: „Ach, das ist prächtig, also die Neudorfer Kneipe steht zum Verkauf, die wird acquirirt." — Schultze erbleichte,

verbarg jedoch mit diplomatischer Gewandtheit die eigenen Entschlüsse in die Tiefe seiner Brust, ging aber, um Berthold zuvorzukommen, schon am folgenden Tage heimlich zu dem verkaufenden Gastwirth hinaus, der noch dazu einer unserer eifrigsten, durch seine Prozeßsucht herabgekommenen Clienten war. Er kannte die Solidität unseres Aktuarius und war überhaupt ein durchtriebener Gesell, der dem Kauflustigen den Gasthof so schmackhaft zu machen wußte, daß Schultze, der das wirkliche Leben so gut wie gar nicht kannte, wie ein unschuldiger Krammetsvogel in die gestellte Dohne ging. Und dazu erfuhr er jetzt von dem Wirthe, daß Berthold schon früher um den Gasthof gehandelt habe, nur noch nicht wegen des Preises einig geworden sei. Himmel! Jede Minute konnte er kommen, mehr bieten und damit Gasthof und Geliebte wegkapern! Da galt kein groß Besinnen, der Augenblick drängte, Schultze bewilligte die unverschämte Forderung und ließ noch selbigen Tages die Kaufpunktation vor Gericht aufsetzen, um überglücklich mit dieser in der Tasche spornstreichs zurück in die Stadt und zu dem Hause des Weinschenks, respektive Schwiegervaters in spe zu wandern. Es war ein Muth, eine Hoffnungsfreudigkeit über ihn gekommen, die zu der Erwartung eines glücklichen Ausgangs der Sache berechtigten.

Mit Würde, der nur der Drang des Augenblickes ein wenig die Feierlichkeit abgestreift, fragte er nach dem Herrn Wirth und bat um eine Konferenz. Der verwunderte, behäbige alte Mann führte die lächerliche, vor Eifer und Glück glühende Erscheinung in sein Kabinet, und nach der schwülstigsten, von vielen juristischen Floskeln durchschossenen Rede, daß er ihm bisher zwar nicht von Person bekannt sei, jedoch verfügungsfähig erscheine, rückte er mit seiner Kaufpunktation, die er sorgfältigst in die Tasche gesteckt, und seinem Heiraths-Antrag hervor. — Der Weinschenk sah ihn anfangs verwundert forschend an, er wußte nicht, wo er den närrischen Kauz hinthun sollte, und ob bei ihm auch Alles im Oberstübchen in Ordnung sei. Da Schultze aber seine Hoffnungs- und Glückspläne immer breiter und ausführlicher entwickelte, entgegnete der Alte achselzuckend: „Thut mir leid, kommen zu spät; das junge Ding hat sich schon in einen von euch Federfuchsern, den lustigen Berthold, vergafft, und ich mag Nichts dagegen haben.“ —

Wie Schultze aus dem Kabinet heraus und wieder auf die Straße gekommen, wußte er diesmal ebenso wenig, wie neulich, da er von uns nach Hause gebracht ward. Es ruhte ein eigenes Verhängniß auf seinen Ausgängen! Ja eigentlich war er sich diesmal seiner

Uebersiedelung auf die Straße noch weit weniger bewußt, denn ein großer Schreck, ein fürchterliches Unglück ist ja auch nur eine Art Trunkenheit, die uns die Besinnung raubt und uns so zu sagen von der lustigen Weinkneipe des Lebens auf das harte Lager eines moralischen Katzenjammers wirft. Genug, Schultze war vernichtet, zerquetscht und erdrückt — ein um den schönsten Lebenstraum geprellter armer Teufel, und den Hut auf die Nase heruntergeklappt, den Rücken gebeugt und den Kopf gesenkt sah man ihn in fieberhafter Hast über die Straße seiner Wohnung zustürzen.

Ich saß eben gemüthlich in meiner Stube und stellte ganz im Geheim meine ersten Rauchversuche an, um in die Rangliste der civilisirten Menschen aufgenommen zu werden, obwohl ich jetzt Lichtenberg's Ansicht theile, daß es bei einem über den ganzen Erdball verbreiteten Rauchfieber schon Etwas bedeuten will, sich auszuschließen und zu sagen: „Ich rauche nicht, weil ich Kopf und Gedanken noch zu was Anderem brauche, als sie so schmählich zu umqualmen und zu verräuchern!" — Aber damals, du lieber Himmel, war ich siebenzehn Jahre! — Meinem armen Leichnam wurde bei diesem ersten Exerciren im Feuer etwas flau, doch mit wahrem Heldenmuth drückte ich jede schwermüthige Regung nieder, — da hörte ich Etwas die Treppe herauf stürzen

und die Thüre des Aktuarius aufreißen. Es war Schultze, der jetzt in höchster Aufregung darin auf und ab stolperte.

In meiner eigenthümlichen Verfassung hatte ich nicht viel Sinn für diese Wunder, die mich sonst ganz anders in Anspruch genommen hätten, sondern legte mich mit immer wachsendem Unbehagen in's Bett. Ich konnte nicht schlafen und befand mich sehr elend, aber welch' ein Trost war es für mich, daß nebenan ein Individuum keuchte und stöhnte, welches noch weit elender und unglücklicher als ich mit ganz andern fürchterlichen Dämonen rang. Unsere Stoßseufzerduette arteten in einen wahren Wetteifer von Gestöhn aus. Jener klagte und tobte wie ein geschlagener Feldherr, dem ein tückisches Schicksal den sichern Lorbeerkranz vom Kopfe gestohlen, ich wie ein römischer Gladiator, der mit letzter ersterbender Kraft mit dem stärkeren Gegner ringt und wohl ahnt, welches Schicksal ihn endlich doch erwartet.

Ich hörte meinen Nachbar die ganze Menschheit als schlecht und nichtswürdig anklagen, und mir wurde wehmüthig dabei zu Sinn; ich weiß nicht, war es erwachtes Mitgefühl oder die Wirkung des Tabaks; — da kam ein neuer Gast die Treppe heraufgestürzt und in mein Zimmer. Es war Berthold.

Er sah mich im Bette liegen, drehte mich jubelnd um, daß ich von dieser Schaukelbewegung beinah seekrank geworden wäre, und jubelte in Einem fort: „Ausgezeichneter Witz, unter Brüdern hundert Thaler werth!" Meinem Gaste gegenüber mußte ich mich zusammenraffen und fragte ihn mit ziemlich fester Stimme, was es denn gäbe? — „So wissen Sie noch Nichts von unserm Don Quijote?" rief er. „O über meinen prophetischen Blick!" — „Aber ich begreife nicht —," sagte ich. — „Nun, Schultze hat die Kneipe in Neudorf für ein Sündengeld gekauft, weil er sie mir hat wegfischen wollen. O ich durchschaue jetzt seine schwarze Seele," setzte er mit komischem Pathos hinzu, brach aber sogleich wieder in ein ausgelassenes Gelächter aus.

Ich hörte ein herzbrechendes Stöhnen aus der benachbarten Stube und entgegnete ernsthaft: „Und da lachen Sie noch?" — Aber Berthold ließ sich dadurch nicht stören und fuhr in gleichem Tone fort: „Das ist noch nicht Alles. Dann ist er zu meinem Schwiegervater gekommen, hat um Wilhelminens Hand geworben und einen großen Korb erhalten, daß ihn sein krummer Rücken kaum wird fortgeschleppt haben." — „Aber so seien Sie doch ruhig," bat ich leise, „Schultze ist ja zu Hause!" — „Ach was, Jugend will austoben," spöttelte Berthold fort; „er ist noch nicht neununddreißig

Jahre, und mit vierzig beginnt erst die Klugheit! Freilich, wenn er so leichtsinnig fortfahren will —." — Ein nochmaliges Stöhnen aus der Nebenstube unterbrach seine Worte.

„Ist denn das Wirthshaus wirklich zu theuer bezahlt?" fragte ich jetzt, um dem horchenden Schultze vielleicht einen Strohhalm von Hoffnung reichen zu können. — „Ohne Frage," war aber die unbarmherzige Antwort. „Ich habe 3000 Thaler geboten, und Schultze hat 3800 dafür bezahlt. Da können Sie sich's an den Fingern abrechnen, daß er zu theuer gekauft. Aber Chef-Schultze hat ja wie blind nach diesem Goldkorn gegriffen. Ha, ha! es ist wirklich kostbar, daß der neunmal kluge, pfennigfuchsende Mensch solch einen Bock schießt, der ihn die erhungerten und erdarbten Thaler wie Kieselsteine zum Fenster hinauswerfen läßt!"

Ich bat Berthold wiederholt, vorsichtig und barmherzig zu sein, und er antwortete in leisem Tone: „Ja, jetzt genug. Hoffentlich wird ihm diese Lektion seinen unausstehlichen Dünkel und seine Selbstgefälligkeit nehmen, — und dann ist's gut. Im Uebrigen beruhigen Sie sich, dem Manne soll geholfen werden!" Und damit eilte er lachend wieder fort.

Bald darauf erschien die gebeugte Jammergestalt Schultze's; er war zu gebrochen, um bitter zu sein und

dem alten Haß auf seinen Feind Berthold Luft zu machen, zu dem er doch heut nach so traurigen Erfahrungen alle Ursache gehabt hätte.

„Haben Sie gehört, welch' Unglück mir widerfahren?" hob er mit kläglicher Stimme an. Selbst über den in seinem eingefleischten Bureaukratismus unerträglichen, in seinem ganzen Behaben und Geberden oft unausstehlichen Menschen breitete jetzt das Unglück seinen versöhnenden, mildernden Schleier. Ich mußte unwillkürlich die Kanten und Ecken vergessen, an die selbst ich junges Blut mich so oft empfindlich gestoßen, all' die Mäkelei und Kleinigkeitskrämerei, mit der er mich und Alle gepeinigt, ich sah nur noch den zerknirschten, vom Unglück schwer gebeugten Mann und konnte mich einer wirklichen Rührung nicht erwehren. Ich hatte wenig Trost für ihn, meine damals noch unreife Denk- und Lebensanschauung drehte sich nur immer um die Frage — was ihn zu diesem thörichten, plötzlichen Entschlusse getrieben, wie der sonst so überlegte und erfahrene Mann so unbesonnen sein konnte, und warum er's nicht lieber „so oder so" gemacht.

Er hatte auf alle diese Fragen nur wenig Antwort, wußte er's doch selbst nicht genau, wieund weshalb es so gekommen. Unsichtbare Mächte hatten ihn in blinder Hast fortgerissen; die bei seinen zwei Gläsern Bier

gemachte Erfahrung, daß Gastwirthschaft ein schönes Geld bringen müsse, hatte sich in seinem engen, gehirnarmen Kopfe festgesetzt und ihn jetzt in das Verderben gestürzt. Nun war er aber plötzlich nüchtern geworden und sah Alles ein — daß er den Gasthof nicht behalten könne, daß er ihn wieder verkaufen und vielleicht seine ganzen Ersparnisse zusetzen müsse — nein, es war grausam, herzzerreißend! Und gestern erst hatte er die letzten zehn Silbergroschen zu seinen tausend Thalern gelegt! — Tausend Thaler! — Er blieb trostlos, denn was konnte ich junges Blut ihm auch Aufmunterndes sagen? Und so schlich er tiefgebeugt endlich wieder in seine Stube zurück.

Das war eine böse Nacht, die ihm gewiß graue Haare gemacht hätte, wenn diese nicht schon auf seinem Haupte paradirt hätten. Tantalus ist noch ein Schooßkind des Glückes zu nennen gegen unsern Schultze, denn dem glitten nur einige lumpige Südfrüchte aus den Händen, Schultzen aber baare klingende tausend Thaler — seine theuren angebeteten tausend Thaler, und gewiß auf Nimmerwiedersehen! Denn wo sollte er den Muth hernehmen, von vorn anzufangen? — Aber auch selbst auf die qualvollste Nacht folgt endlich ein Morgen, und uns ist dann, als hätten wir ihn nur deshalb herangewacht, damit er uns endliche Erleich-

terung bringen müsse. Und die brachte er auch. Die Folgen meiner Rauch-Experimente waren verflogen, und auch über Schultze's zermartertes Haupt sollte „der Engel des Friedens seine Palme halten," und diesmal zwar in der Gestalt seines Todfeindes Berthold.

Nachdem der tief gebeugte Mann selbst seinen so verhaßten Gegner bei der Hand gefaßt und um Rath und Hilfe angefleht hatte, rückte dieser mit seinem Vorschlage heraus: er wolle Schultze von seiner Last befreien und in den Kauf eintreten, und sogar zu dem gewiß hohen und sein erstes Gebot bedeutend übersteigenden Preise von 3400 Thalern, wenn ihm Schultze dafür den Rest — seine 600 Thaler — gegen Zinsen und hypothekarische Sicherheit leihen wollte. Das war gewiß acceptabel, und dabei gingen nur lumpige 400 Thaler verloren; aber Schultzen stiegen selbst bei diesem Vorschlag noch die Haare zu Berge, er wollte jetzt wenigstens ohne Uebertreibung handeln und bat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Als ihm aber kompetente Geschäftsleute erklärten, daß er durch die Berthold'sche Offerte sich noch am Besten aus dem Handel ziehe, weil ihm ja all' die Eigenschaften eines Gastwirths fehlten, und er ohne den schleunigen Verkauf des Gasthofs möglicherweise um sein ganzes Geld kommen könne, da griff er zwar seufzend, aber dennoch dank-

baren Herzens nach der rettenden Hand. — Wie aber war Berthold plötzlich zu Gelde gekommen? Ganz einfach durch den alten Schwiegervater, der zwar anfangs aus übertriebener Vorsicht zu dem Kauf Nichts hergeben wollte, durch die Vortheile des Schultze-schen Darlehens aber endlich dazu bewogen wurde und durch seine Bürgschaft die Acquisition des Gasthofes ermöglichte. So hatte Schultze selbst seinem Feinde in die Hände gearbeitet, und nur noch eine Bedingung stellte der joviale Berthold: „Schultze müsse bei seiner Hochzeit erscheinen, die binnen Kurzem in der neuen Wohnung gefeiert werden sollte.“ Auch in diese harte Bedingung fügte sich der nur nach Erlösung seufzende, schwer bedrängte Mann.

Schultze mußte wirklich bei der Hochzeit erscheinen, so sehr er sich auch dagegen gesträubt, und er hat mir später versichert, daß er noch immer nicht wisse, was ihm schwerer vorgekommen, der Verlust seiner 400 Thaler oder der Besuch der Hochzeit, — und das wollte schon Etwas heißen. Selbst mir jungem Burschen war als ehemaligem Kollegen ein Plätzchen am Tische eingeräumt worden, worauf ich mir nicht wenig zu gute that. Man stieß auf das Wohl des hübschen, glücklichen Brautpaares an, und auch Schultze mußte sein Glas erheben und, wenn auch nur mit niedergeschlagenen

Augen, Bescheid thun. Da erhob sich Berthold und persiflirte seinen früheren Kollegen mit bewunderns-würdiger Virtuosität. „Herr Berthold, Ihr Leichtsinn wird Sie noch in's tiefste Elend stürzen!“ — schloß er mit Schultze's oftmaliger Warnung und fuhr dann lustig fort: „Vivat, es lebe mein Leichtsinn, er hat mich in die Arme dieses neckischen, wunderhübschen Kindes gestürzt!“ und dabei umarmte er sein junges Weib herzlich, und dann fragte der Unverbesserliche weiter: „Nun, Herr Kollege, was hat Ihr Leichtsinn gemacht!“

Schultze nahm das ruhig hin, denn er war ja gerettet, der drohende, vernichtende Gasthof wieder von seiner Seele abgebunden, und gebeugten Hauptes, aber doch beruhigten Herzens schlich er wieder in sein Bureau. All' die wilden Sturmgedanken sind zer-flattert und verflogen, er ist wieder solide und akten-besorgt geworden, und um das empfindliche Defizit seiner Kasse zu decken, beugt er sich tiefer und eifriger als je über seine geliebten Akten und ist schon wieder im Anfang des neunten Hunderts. Sein Geld hat er von dem jetzt wohlhabenden Berthold zurückerhalten, und damit ist vollends Friede in sein Herz gezogen, aber der stolze Dreimaster seines Dünkels und seiner Selbstgefälligkeit hat doch ein so empfindliches Leck bekommen, daß er seitdem lange nicht mehr so fest und

sicher das Meer seiner Akten durchfurcht, und da er jetzt jeder Schönheit, selbst der verlockenden einer Helena, wie angezündeten Pulvertonnen aus dem Wege geht, so wird er wohl endlich mit des Himmels Hilfe die sonnenumglühte Spitze aller seiner Anstrengungen erreichen — die schon einmal verloren gegangenen, theuer erkauften ersten tausend Thaler.

Kein Glück!

1.

In einem kleinen, dunklen Comptoir, das im stillsten Winkel eines großen Hauses der Hauptstadt gelegen, standen sich in heftiger Gemüthsaufregung zwei Männer gegenüber.

Der eine war der alte Banquier Abraham Michaelis, eine kurze, gedrungene Gestalt, ein echter Typus seines Volkes. Er mochte einst ein Herz gehabt haben, denn ein Rest früherer Gutmüthigkeit blickte noch aus den grauen, umsichtigen Augen, aber die Zeit und sonderbar genug „das Glück" hatten ihm diesen Besitz sehr streitig gemacht.

Er war als armer Trödler mit papierner Busenkrause und schmutzig zerfetztem Kittel in die Stadt eingewandert und durch glückliche Spekulationen sowie durch einen Lotteriegewinn zu Ansehen und Vermögen gekommen.

Diese besondere Auszeichnung des Glücks hatte auf seinen Charakter einen eigenen Einfluß ausgeübt, er

betrachtete dies Alles als sein Verdienst, eine nothwendige Folge seiner Klugheit, und sah deshalb mit einer gewissen Verachtung auf alle Diejenigen herab, denen das Glück weniger wohl gewollt, und die nicht so rasch die Krücke der Armuth von sich abzuwerfen vermochten.

Wohl hatte ihn bei seinen Unternehmungen Fleiß und eine beharrlich das Ziel im Auge haltende Ausdauer wesentlich unterstützt, aber auch die Härte seines Charakters gesteigert. Er wußte, welch' ein Zauberstab „eiserner Wille" sei, und schwang ihn ebenso kräftig in seinen Geschäften, als in seinem Familienleben. Diese fast viereckige Stirn schien jedem fremden Willen kühn die Spitze zu bieten, um nur den eigenen zum Alles beherrschenden zu machen.

Nur eine freundliche zugänglichere Stelle besaß er, die Liebe zu seiner Tochter Judith, die, das einzige Kind seiner früh verstorbenen Frau, die ganze Nachsicht und Liebe empfing, deren er fähig war.

Und dann — sie war so weich und fügsam, sie hatte mit ihrer kindlichen Seele nicht einen einzigen Wunsch des Alten durchkreuzt, daß er selbst glaubte, ihr zu Liebe Alles thun zu können, weil er noch keine Probe darüber zu bestehen gehabt.

Er hatte auf Anrathen seines Freundes, des Commerzienrathes Löwe, seine Tochter an den jungen Kauf-

mann Joseph Lehfeld verheirathet, und die Wahl schien keine unglückliche zu sein; Joseph war vermögend und dabei ein gewandter, angenehmer Mensch.

Judith fügte sich ohne Widerspruch in den Willen ihres Vaters, war sie doch von der Welt abgeschlossen worden, und die Erscheinung des jungen Mannes hatte etwas so Angenehmes und Wohlthuendes, daß sich bald ihr ganzes Herz ihm ergab und mit Liebe an ihm hing.

Lehfeld besaß einen poetischen Zug, und sowohl durch seine Erziehung wie den Umgang mit geistreichen Männern in eine andere Sphäre gerissen, versenkte er sich mit wahrer Begeisterung in das kindlich reine Gemüth seines jungen Weibes, und sonnenhell lag vor ihnen die Welt. Doch der Alte bemerkte mit immer größerem Unwillen, daß seinem Schwiegersohn der rechte Geschäftstakt fehle, daß er für andere unnütze Dinge, für „literarischen Bettel," wie er es nannte, Sinn habe und darüber seinen Geschäften nicht so nachging, wie er selbst gewöhnt war. Vielleicht wäre Alles noch gut gegangen, denn wo die Liebe für den Schmuck des Lebens, für Kunst uud Poesie nicht in's Uebermaß ausartet, kann sie recht gut neben der gewissenhaftesten Beobachtung unserer Berufspflicht bestehen, wenn nicht jener gute Freund, Commerzienrath Löwe, der auf unerklärliche Weise das unerschütterliche Vertrauen des alten Michaelis erworben, als

finsterer Dämon in diese lichten, freundlichen Geschicke hineingegriffen hätte.

Gewiß hatte er schon damals daran gedacht, als er die Heirath zu Stande gebracht, den jungen, nach seiner Meinung unerfahrenen Mann auszubeuten und zum willenlosen Werkzeug seiner Pläne und Handlungen zu machen. Denn sein nächstes Werk war, den arglos Vertrauenden beim ersten Geschäft, das sie mit einander machten, auf die abscheulichste Weise zu übervortheilen. Er hatte dann dem jungen Manne zur Aushilfe eine Art Wechselreiterei vorgeschlagen, die dieser entrüstet von der Hand gewiesen.

Der alte Michaelis aber war nicht zu bewegen, den Anklagen seines Schwiegersohnes in Betreff des falschen Freundes Gehör zu geben, und meinte fast ängstlich abwehrend, er sei zu unvorsichtig, müsse mit mehr Glück spekuliren, der Commerzienrath sei ein ehrenwerther Mann, auf den man sich verlassen könne.

Löwe, erbittert über die Anklage Joseph's, die er von dem Alten erfahren, verfolgte ihn von Stund' ab mit unversöhnlichem Hasse.

Nicht lange, so war Joseph's eigenes Vermögen zersplittert, er mußte die Mitgift seiner Frau angreifen, und jetzt schien das künstlich auf ihn herabgezogene Unglück reif zu sein, und auch ohne die Machinationen

des Commerzienrathes glitt ihm sein Vermögen unter den Händen hinweg.

Er mußte die Hilfe des Schwiegervaters in Anspruch nehmen, dann zum andern Mal, und heut, sein Schicksal und sein hartnäckiges Unglück selbst verwünschend, stand er von Neuem vor dem Alten, mit bleicher Lippe und zuckendem Herzen, ihn um Rettung und Hilfe anzuflehen.

Der Alte blickte anfangs wie versteinert in die Eröffnungen seines Schwiegersohnes — das war ja, als ob sein Geld in ein Danaidenfaß rollte, und sogleich reifte in ihm unerschütterlich fest sein Entschluß:

„Nein, ich helfe Dir nicht mehr, Du bist ein Verschwender, magst sehen, wie Du fertig wirst, brächtest mich noch um mein ganz' Vermögen.“ Er wandte sich mit diesen Worten von seinem Schwiegersohn ruhig hinweg, zum alten, abgenutzten Schreibtisch, um sich wieder in das Studium seiner Papiere zu vertiefen, aus denen er eben so unangenehm aufgestört worden war.

Der junge Mann wurde bei dieser demüthigenden Antwort bleich, seine Lippen schlossen sich, als fürchteten sie selbst den Ausbruch von Wuth und Schmerz, der bereits tobte, und erst nach einer Weile des heißesten Kampfes in ihm vermochte er mit gebrochener tonloser

Stimme zu entgegnen. „Ihre Beschuldigung hab' ich nicht verdient, ich habe stets meine Pflicht gethan und alle Kräfte angestrengt, mich emporzuschwingen, ich kann für ein widriges, sich gehässig an meine Fersen hängendes Geschick nicht!" — „Was hast Du denn mit Judith's Mitgift gethan? hast Du sie nicht im Wechselgeschäft sitzen lassen? mein schönes Geld, meine 20,000 Thaler," jammerte der Alte.

„Sie wissen, daß ich von vornherein an meinem Unglück keine Schuld trage, daß mich leider Ihr guter Freund, Herr Commerzienrath Löwe, auf die feinste Manier schändlich betrogen."

„Und Du weißt, daß ich Dir das nicht glaube," erwiederte ironisch der Alte, „Du allein bist an dem Verluste Schuld."

„Schlimm genug, daß Sie diesem Menschen mehr glauben, als mir," entgegnete Joseph, „aber auch Ihnen wird der Tag der Erkenntniß kommen, nur zu spät, wenn Sie bereits unrettbar in seine Netze gefallen."

„Netze — Albernheit —, kenn ihn länger als Dich und kann auf ihn zu jeder Stunde zählen. Er ist ein sehr reicher, angesehener Mann — Commerzienrath und mein Freund — weißt Du?"

Joseph blieb ruhig, und der Alte, dadurch etwas außer Fassung gebracht, frug im gereizten Tone:

„Und die andern 5000 Thaler, hast Du sie nicht auch in die Luft geblasen?“

„Auch daran trag ich nicht die Schuld, Sie wissen, daß ich Lieferungsverträge abgeschlossen, die für mich günstig waren; das eintretende Hungerjahr konnten auch die Klügsten nicht voraussehen.“

„Ja, Glück muß man haben, sonst ist man ein Narr!“ entgegnete sein Schwiegervater, noch hastig hinzufügend: „und dann gab ich Dir nochmals 10,000 Thaler, und jetzt bist Du wieder banquerutt, Du hast kein Glück!“ —

„Du hast kein Glück!“ so Vielen ist dieses Wort vorwurfsvoll zugerufen, als läge darin eine Schuld, und vielleicht eben so Viele haben es klagend zu sich selbst gesagt und dabei mit bitterem Lächeln an der Zukunft verzweifelt. Es giebt Nichts, was das Herz so tief darniederdrücken könnte, als dies ewige „Du hast kein Glück,“ das den Träumen unsers Herzens die unbarmherzige Wirklichkeit unaufhörlich zuflüstert.

Wir schreiben es dem blinden Glück zu, wenn der Faule, Dumme und Gedankenlose, die Hände im Schooß, zum Ziel gelangt; Unglück dünkt es uns, wenn dem Ewigstrebenden nimmer die Kette von den Füßen fällt. Es könnte uns dieses launenhafte Spiel des Glücks recht düster stimmen, ja zur Verzweiflung treiben, und doch lösen sich in dem Lichte einer höheren Anschauung auch diese anscheinend so groben ungeschickten

Marionettendräthe zu feinen, von Gottes Hand gewobenen Fäden auf, die wunderbar das Menschenherz durchziehen und zu einem reineren Leben leiten.

„Du hast kein Glück," wiederholte nochmals der Alte, „und der Pfennig sei verflucht, den ich Dir noch geben wollte. Bei solchen Leuten ist Alles, was man ihnen zuwirft, Verschwendung, es fällt doch nur in einen bodenlosen Abgrund."

„Aber dann bin ich vernichtet! — ein Bettler! und Eure Tochter ist es mit!" rief der junge Mann schmerzlich erregt mit zum Herzen dringender Stimme.

Der alte Michaelis blickte nach seiner Gewohnheit auf, sein Blick streifte die Decke und dann tief forschend den Schwiegersohn: „Nein, sie ist es nicht — geh' Du, wohin Du willst, aber sie bleibt hier," sagte er ruhig und rief nach seiner Tochter.

Sie erschien — eine feine, zarte Gestalt, mit schwärmerisch blauen Augen und doch ganz von dem Teint jener Kinder des Morgenlandes.

Sie war in einen seidenen, dunkelrothen Ueberwurf gehüllt, der die schlanken Glieder weich umschloß und der sonst so lichten, freundlichen Erscheinung eine eigenthümliche Färbung gab.

Sie küßte ihrem Vater ehrerbietig die Hand und fragte nach seinem Begehr.

„Also weißt Du noch nicht?" fuhr der Alte plötzlich

auf, „daß Dein Mann wieder banquerutt und ein Bettler ist?“ „Ich wollte ihr diese finstere Sorge ersparen und schwieg,“ bemerkte der Schwiegersohn.

„Weil Du glaubtest, mich wieder auszubeuten,“ — war die Antwort, „nein, nein, das muß ein Ende nehmen. Sieh — da hast Du einen banquerutten, bettelhaften Mann, — hier, Deinen alten Vater. Wähle, bei wem Du bleiben willst!“ Ein tiefes Schweigen trat ein. Der junge Mann blickte nicht auf, dumpf und verzweiflungsvoll starrte er zur Erde, der Entscheidung harrend.

Was konnte er ihr bieten? kaum ein Obdach, sie aufzunehmen, geschweige jenes Behagen, jenes Wohlleben, das sie von frühester Kindheit weich und angenehm umgeben.

Judith hatte die Rede des Vaters nicht ganz begriffen, sie ahnte nur, daß etwas Schweres, Unheilbringendes über dem Haupte ihres Mannes schwebe, und sagte weich und innig: „Vater, das kann Dein Ernst nicht sein, Du kannst uns nicht in's Elend jagen wollen, reich ihm noch einmal die Hand zur Rettung!“

„Nimmermehr! Das Haus ist mein, und ich dulde Joseph nicht mehr darin. Entscheide nun, willst Du bei Deinem alten Vater bleiben oder mit dem Manne gehen, der Dir nicht eine Brodrinde geben kann?“

„Ja, Vater! ich kann nicht anders, ich muß!" und sie stürzte mit überströmenden Thränen ihrem Manne in die Arme.

„Mein Weib, mein Weib!" rief Dieser, und in seinem Auge leuchtete ein neues, wunderbares Leben auf, er hielt sie innig umschlungen, als dürfe sie ihm Niemand mehr aus den Armen reißen.

Der Alte blickte in höchster Verwunderung auf die Scene, die ihm so fremd, so neu und unerwartet, — dennoch sagte er ruhig:

„Mein Kind, laß die Komödie! weißt Du, was Du Dir gewählt? — Hunger und Elend und ein jämmerliches Ende! Willst Du ihn begleiten, wenn er sich als Trödler auf den Dörfern herumtreibt und von den Bauern geschunden und getreten wird? Willst Du ihm das Bündel tragen? Das wär' Ueberspanntheit und baarer Unsinn, dessen mein kluges Kind nicht fähig sein kann. Gieb Dich zufrieden, Judith, und laß den Menschen fahren, eh' er uns Alle noch in's Unglück stürzt."

„Nein, mein Vater, wer soll ihm dann noch bleiben, wenn auch ich ihn verlassen will?" rief das junge Weib aus.

„Und Dein kleiner Japhet, der es gewöhnt, in seidenen Bettchen zu schlafen, willst Du ihn auch in die

schmutzigen Spelunken mitnehmen, in denen Dein Mann Dich herumschleppen wird?" frug der Alte bitter zurück — „denn weißt Du, was er ist? Er ist mehr als Bettler, er ist ein Banquerutteur, der sich hier bei Tage nicht mehr sehen lassen darf."

„Japhet ist noch jung, Vater! er wird Nichts entbehren, meine Liebe soll nur noch wärmer über ihm wachen."

„Judith! Dein Vater hat Recht, ich kann Dir Nichts bieten, als eine elende, zertretene Existenz, um die Dich selbst das Weib des Bettlers nicht beneidet, bleib' hier, hier hast Du Alles — Reichthum, Wohlsein und Glanz. Laß mich allein hinausziehen in die Wüste und allein verstoßen sein — Dich mit in mein Elend hinabzuziehen vermag ich nicht!"

„Nein, nein!" entgegnete Judith entschieden. „Ich will lieber mit Dir das Schlimmste ertragen, als mitten im Reichthum mich in Sehnsucht und Verzweiflung verzehren."

„Du bist ein Engel, Judith! Ich will Dich auf meinen Händen tragen, mit Dir hab' ich Muth zum Leben, mit Dir wird mir das Glück kommen; ich werde mit Riesenkräften arbeiten, und Deine so schwer erprobte Liebe sei jetzt der Talisman, der mir das so lange fremde, launische Glück zuwendet," rief begeistert und

hingerissen von solcher Treue Joseph, und an seinem Auge führte die Hoffnung tausend blühende, trügerische Bilder vorüber . . .

Am andern Tage hatten die Unglücklichen mit ihrem Kinde das Haus verlassen, ohne daß der starrsinnige Alte ihnen nur ein Wort des Lebewohls gegönnt.

2.

Die Prophezeiung des Alten war in Erfüllung gegangen. Von Allem entblößt und verlassen irrte das arme Paar nach Verlauf weniger Monate planlos in der Welt umher. Die wenigen besseren Kleider und sonstigen Kleinodien der Frau mußten nach und nach verkauft und zugesetzt werden. Oft gähnte ihnen der Abgrund der Verzweiflung entgegen, aber mit einem Muthe, einer Festigkeit, die an diesem einst vom Glück verwöhnten Weibe fast wunderbar erschien, hielt sie sich und ihren Mann aufrecht, ertrug die herbsten Entbehrungen und suchte ihm durch neue Hoffnungsbilder den trüben Lebenshimmel zu entwölken und ein Lächeln abzugewinnen.

Sie war der freundliche Genius, der es ihm noch möglich machte, sein Jammerdasein zu ertragen; aber den Unstern, der über dem ganzen Leben ihres Mannes zu walten schien, vermochte ihre so aufopfernde Liebe

doch nicht hinwegzuscheuchen. Und in der That lastete über ihm ein eigenes Verhängniß.

Alles, was der sonst talentvolle junge Mann angefangen, war zu seinem Verderben umgeschlagen, seine sichersten und vorsichtigsten Pläne gescheitert, er mochte beginnen, was er wollte, es gelang nicht, und der alte Schwiegervater mußte dies, seiner Lebensanschauung gemäß, als Verbrechen ansehen, und sein: „Du hast kein Glück!" klang ihm wie: „Du bist ein schlechter Mensch!"

Dieses unaufhörliche Unglück machte sich überall geltend. —

Beim Einpacken der Sachen seiner Frau hatte er eine kostbare Uhr, die ihm noch von seiner damaligen Braut geschenkt worden war, vergessen.

Er klagte sich dieser Unvorsichtigkeit bitter an, denn der Erlös derselben hätte unter den jetzigen Umständen für ihn eine bedeutende Stütze werden können; sie war verloren, denn sie etwa nachträglich einzufordern duldete sein Stolz nicht.

Seine Frau suchte ihn auch hierüber zu beruhigen und meinte, in das einmal Geschehene still ergeben: „Wer weiß, zu was auch das gut ist. Gottes Wege sind wunderbar!"

„Wie thöricht!" erwiederte Joseph bitter; „ich fühle zu schmerzlich die Schläge des Schicksals, um die Hand zu küssen, die sie uns ertheilt."

„Ich erkenne den Joseph nicht wieder, den der Glaube an eine höhere Vergeltung so lange aufrecht erhalten," bemerkte schmerzlich betroffen seine Frau.

„O vergieb, Judith!" entgegnete dieser, „bedenke, auch der Stärkste bräche unter der Last dieses ewigen Unglücks zusammen!"

Anfangs hatte er sich aus dem Erlös einiger Kostbarkeiten Waaren angeschafft, um damit das ihm allein noch offenstehende, wenn auch schwer ankommende Geschäft des Trödelverkaufs zu beginnen.

Er gab sich dazu nur um seiner Frau willen her, sie wenigstens vor dem Verhungern zu schützen. Doch hier auf einem fremden Felde, das ganz andere, schmutzig raffinirte Eigenschaften erfordert, wurde er vom Glück erst recht im Stiche gelassen und dadurch dem Abgrunde völliger Verzweiflung näher und näher gedrängt.

Welche Kette von Drangsal und Leiden! — Es war nur ein Kampf um das tägliche Brod, und doch ist gerade dieser der schwerste, tief einschneidendste, wo der Anker der Hoffnung nur — in den Tröstungen der Religion sichern Grund findet.

So wanderten sie eines Tages unter fürchterlichem Unwetter obdachlos umher.

Erst mit sinkender Nacht erreichten sie ein Dorf. Mit Zagen klopfte Lehfeld an die Thür der Schenke, im demüthigsten Tone um Herberge bittend.

„Habt Ihr Geld, Ihr Judengesindel, um das Nachtlager zu bezahlen?“ polterte der Wirth sie an.

„Ich will Euch mein Bündel zum Pfand lassen, um Gottes Willen, behaltet uns hier; wir haben ein Kind, das uns bei diesem Unwetter stirbt.“

„Ach was, wenn Ihr nicht baar bezahlt, kann ich Euch nicht brauchen. Der Balg wird nicht gleich drauf gehen,“ brach der rohe Kerl los und stieß sie hinaus, um dann die Thür hinter ihnen schimpfend und lästernd zuzuschlagen.

Da standen sie rath- und hilflos, und das Wetter brauste zu ihren Häuptern; ein heftiger Sturm peitschte die Erde, wie in Strömen ergoß sich der Himmel. Sie hatten sich Beide ihrer Mäntel entkleidet, um nur das geliebte Kind einzuhüllen und vor dem Regen zu schützen, und doch mußte schon der Regen durch die Hülle dringen, denn der Kleine begann zu weinen.

„O Gott! ist denn keine Hilfe, keine Rettung!“ jammerte der junge Mann. „Läßt Du wirklich den Menschen elender umkommen, als den Vogel auf dem Dache? O, hülle Dich nicht so kalt und schweigend in Deine dunklen Wolken ewiger Vorsehung — strecke Deinen rettenden Arm aus, ehe es zu spät — denn auch das Unglück hat seine Rechte, sein Gesetz, und über die äußerste Grenze hinaus ist Dein Walten Willkür und grausames Spiel!“

Seine Frau aber drückte den weinenden Japhet an ihre Brust und suchte ihn zu beschwichtigen. Wohl mochte sie an ihr Vaterhaus, an jene glücklichen Tage denken — welch' fürchterlicher Abstand bis zu dieser qualvollen Stunde. Aber sie unterdrückte diese peinlichen Gefühle und flüsterte ihrem Manne tröstend zu: „Laß uns weiter wandern, vielleicht finden sich barmherzige Menschen, und die Rettung kommt uns doch."

Und da nahte sie sich schon. Eben als sie auf gut Glück sich von dem unwirthlichen Hause entfernen wollten, trat ein weißlockiger alter Bauer heraus und rief ihnen zu:

„Arme Leute! Steht Ihr noch hier? Der Wirth ist ein schlechter Kerl, kommt, ich will Euch mitnehmen; und wenn auch weiter Nichts, eine warme Stube werdet Ihr schon finden!"

Er nahm die freudig Ueberraschten bei der Hand und mit heim.

Seine Frau, ein junges, rüstiges Weib, war noch auf, und von solchem Elend, insbesondere dem Anblick des hübschen, armen Kindes gerührt, kochte sie eine warme Suppe und bereitete ihnen dann das Lager.

Doch die Folgen dieser Nacht sollten nicht ausbleiben.

Der Kleine erkrankte und lag im hitzigen Fieber; an eine Weiterreise war nicht zu denken.

Der ehrliche Bauer machte dazu kein finsteres Ge-

sicht, und sein Weib, das, weil es sich des Besitzes von Kindern nicht zu erfreuen hatte, um so mehr von solchen angezogen wurde, schaffte bereitwilligst alles Nöthige herbei.

Die Eltern waren in Verzweiflung, sie hatten nicht mehr einen Pfennig, und doch war ärztliche Hilfe dringend nöthig.

Da zog das arme Weib ihren letzten Ring vom Finger, ein theures Erbtheil ihrer Mutter, und reichte ihn ihrem Manne mit der Bitte:

„Hole den Doctor!"

Der Doctor schüttelte zu der Krankheit des Kleinen bedenklich den Kopf und sagte in seiner derben, polternden Manier:

„Andere Luft, andere Pflege, oder das Kind muß sterben; denn Euch fehlt ja Alles — es ist halb verschmachtet!"

„Hast Du gehört, was der Doctor sagte?"

Sie sah ihm mit schmerzlich verzweiflungsvollem Lächeln befremdet in's Auge.

„Unser Kind soll nicht sterben!" fuhr er weich und wehmüthig fort — „ich will nicht noch dies unschuldige Wesen in den Abgrund ziehen. Gehe zurück zu Deinem Vater, — er wird Dich willkommen heißen, wenn Du allein kommst. Dort wird unser Kleiner wieder gesund werden!"

„Und mich von Dir trennen?“ rief das Weib schmerzlich bewegt aus, der jetzt erst dieser nur leise aufgedämmerte Gedanke in seiner ganzen Bitterkeit vor die Seele trat, „nein, nein, das kann ich nicht!“

„Es muß sein!“ sagte ruhig Joseph; „es giebt kein anderes Mittel, das Kind zu retten. An meine Fersen heftet sich das Unglück, ich muß nun einmal meine einsamen Wege gehen!“

„Nein, Du edle, große Seele, das sollst Du nicht. Du hast Recht, wir wollen unser Kind gesund machen; aber dann kehr' ich wieder zu Dir zurück und theile Deine Sorgen, Deine Noth; und vielleicht wird noch Alles wieder gut!“ —

Joseph lächelte düster vor sich hin — „vielleicht!?“

Die Unglücklichen machten sich in einigen Tagen, nachdem die Krankheit des Kindes eine glückliche Wendung genommen, wieder auf den Weg, um dem so schmerzlichen und doch so nothwendigen Ziel entgegen zu steuern.

Von den biedern Landleuten hatten sie mit dankerfüllten, warmen Herzen Abschied genommen, und Judith sagte aus der Tiefe ihrer Seele, den beiden Eheleuten die Hände drückend: „Vergelt's Euch Gott, was Ihr an uns gethan, wir können's nicht!“ —

Aber solch' gastliche Leute fanden sie nicht wieder, und noch zwei Tage voll Beschwerde, voll Qualen und

Beschimpfungen, voll der bittersten Noth hatten die Unglücklichen durchzumachen, ehe sie ihr trauriges Asyl erreicht und vor dem Vaterhause angelangt waren. Welch' quälend demüthigendes Gefühl, dorthin wieder die Zuflucht zu nehmen, wo sie vor Kurzem in liebender Begeisterung auf Nimmerwiedersehen geschieden!

„Dein Auge ist umflort, hast Du Sorge, daß ich Dich vergessen könnte?" frug Judith zärtlich besorgt. „Ich schwöre Dir, wieder zurückzukommen, sobald unser Kind gesund!"

„Aber Du wirst nicht den Muth haben, zum zweiten Mal in die Nacht hinauszuwandern," erwiederte düster und schwermüthig Joseph. „Eine finstere Ahnung beschleicht mir das Herz, ich werde Dich niemals wiedersehen!"

„Nein, Theurer, wenn Du dies fürchtest, dann bleib ich bei Dir. Laß uns wieder hinweg!"

„Und unser Japhet? Nein, es ist zu spät; leb wohl, leb wohl!"

„Ich komme wieder, ich halte Wort!" hauchte die Arme mit thränenerstickter Stimme — ein letzter Kuß zum Scheiden, und die Thür schloß sich hinter ihnen. Joseph starrte ihnen lange nach, als müsse die Thür sich wieder öffnen und ihm sein geliebtes Weib zurückgeben, aber sie blieb geschlossen, und mit finsterem Lächeln wandte er ihr den Rücken.

3.

Der alte Michaelis empfing seine Tochter, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen, und als hätte er längst darauf gerechnet.

Er machte ihr keine Vorwürfe über ihren Schritt, frug jedoch auch nicht mit einer Sylbe nach dem Schicksal ihres Mannes.

Es schien aber doch dem so strengen, eisernen Manne seine Tochter sehr gefehlt zu haben, und mit um so größerer Liebe und Sorgfalt wandte er sich jetzt zu ihr und ihrem Kinde. Er sparte keine Kosten, keinen Aufwand, um sowohl die Gesundheit des kleinen Enkels als die der eigenen Tochter, die von den Strapazen und Entbehrungen auch untergraben worden war, wieder herzustellen.

Und wie weich und behaglich umgab sie nicht hier das Leben — jeder Wunsch ward ihr erfüllt, jede Bequemlichkeit gewährt, und bald lagen die vergangenen, dunklen Tage wie ein verworrener Traum hinter ihr, — denn an das Wohlbehagen, an das Glück gewöhnt sich die Seele leicht!

Wohl dachte Judith noch in alter Liebe ihres Mannes, aber ihr begann vor einer zweiten Bettelwanderung mit ihm immer mehr zu grauen, und wie eine feuchte

Nebelwand tauchte ihr dann das Bild dieser kommenden Tage auf und legte sich erkältend um ihr Herz.

Hier war Sonnenschein, Frieden, Behagen und Freude—dort Nacht, Schimpf, Entbehrung und bitteres Elend, was Wunder, daß sie mit um so größerer Sorge an ihrem Kinde hing, und je weiter die Zeit hinausrückte, je mehr sich selbst belügend an die fortdauernde Krankheit desselben glaubte, um ihr von Zeit zu Zeit erwachendes und sie an ihr Versprechen erinnerndes Gewissen in den Schlaf zu wiegen!

Der Doctor mußte noch jeden Tag zu ihrem Kleinen kommen, kein rauher Lufthauch durfte ihn berühren; die liebende Mutter schien mit ängstlicher Sorgfalt jene Zeit gut machen zu wollen, wo sie ihn so mancher Unbill aussetzen mußte, und der Alte lächelte ganz gegen seine Gewohnheit gutmüthig zu diesem Treiben.

Ein halbes Jahr war vergangen. — Judith hatte kein Lebenszeichen mehr von ihrem Manne empfangen.

„Vielleicht ist er todt, vielleicht verkommen. Ach, ohne den harten Vater wären wir glücklich," seufzte sie; „aber alle meine Bitten waren vergebens, und doch gewährt er mir sonst Alles, was ich nur wünschen mag. Vermöchte ich von diesem meinem Ueberfluß ihm nur den kleinsten Theil zuzuwenden. Wo mag er jetzt herum

wandern, unter welcher Bürde von Noth und Sorge mag er seufzen!"

Da trat ihr Dienstmädchen herein und brachte ihr einen Zettel von einem Manne, der unten im Flur auf Antworte warte.

Sie las:

„Ich komme, Dich an Dein Versprechen zu erinnern! Bist Du bereit?"

Wie ein kalter Schauer überlief es das junge Weib, sie sprang wie eine Verzweifelte auf.

„Nein, nein, ich kann es nicht! Wieder hinauswandern in's Elend, mit offenen Augen in den Abgrund springen, jetzt, da ich ihn in seiner fürchterlichen Tiefe schon einmal kennen gelernt!"

Sie hob das am Boden spielende Kind auf und drückte es an ihre Brust: „Dich, Dich soll ich wieder hinausjagen in die fremde, kalte Welt, um Dich elendiglich sterben zu sehen ...." und mit fliegender Hast sagte sie zu dem erstaunten Mädchen: „Sage ihm, ich könne ihn nicht sehen! .... Jetzt nicht ..... heute nicht ... morgen vielleicht ... vielleicht .... Aber wenn er nach dem kleinen Japhet fragt und er ihn sehen wolle, dann würdest Du ihm den Kleinen bringen."

Das Mädchen ging hinaus, und das arme Weib rang einen heißen Kampf von Pflicht und Liebe in ihrer Seele durch. Sie dachte sich, wie er jetzt ganz allein

wieder hinauswandern und sie und sein Geschick verfluchen würde. Mit ihr sank ihm ja sein ganzer Himmel, seine ganze Hoffnung ein — aber es war zu spät — schon kehrte das Mädchen mit der Antwort zurück, daß er den Kleinen sehen wolle.

Sie machte nur eine stumme Geberde, küßte das Kind mit glühender Inbrunst und sank übermannt von dem Sturm tausendfach widerstreitender Empfindungen auf das Sopha, drückte ihr heißes Gesicht in die Kissen und vergoß einen Strom von Thränen.

Draußen stand der Fremde. Ein eigenes Lächeln umspielte seine geschlossenen Lippen, als er den Kleinen sah, der sich anfangs scheu vor ihm zurückzog, dann aber, als habe er ihn noch nicht vergessen, sich traulich an ihn schmiegte. Wie er das Kind auf den Arm nahm und zärtlich an seine Brust drückte, da blitzte ihm der Gedanke durch das Hirn, es rasch hinweg zu nehmen, . . . aber das Leben des armen Kindes an seine noch schwankende Existenz zu fesseln — nein, nein! Er ließ es wieder langsam hinabgleiten, und einen heißen Kuß auf die kleinen wieder blühenden Lippen drückend, ging er schweigend, von tausend marternden Gefühlen bestürmt, hinaus. Draußen wandte er noch einmal den Kopf um und murmelte vor sich hin: „So betrog mich meine Ahnung nicht, auch sie ist nur ein Weib, und doch so schnöde ihr feierlich gegebenes Wort zu brechen — aber ich bin ja

nur ein Bettler, nur ein Bettler! Nun denn, alter Abraham, wenn Du Recht hast und der Mammon allein glücklich macht, so will auch ich reich werden, ich schwöre Dir's, und sollte ich den Reichthum mit meinem Blut erkaufen; ich will Dir Deine Krücke zerschlagen, daß Du siehst, welch ein Trugphantom das Glück ist!" —

4.

In seinem prächtig meublirten Zimmer saß einsam ein schon bejahrt aussehender Mann. Ein dichter Bart, in den des Alters oder des Kummers Schnee geflockt, umrahmte sein sonnengebräuntes, ernstes Gesicht.

In seinem Auge lag etwas Düsteres, eine unergründliche Schwermuth, die auf ein schmerzbewegtes, kämpfereiches Leben schließen ließ, um seine Lippen spielte ein bitteres Lächeln, das sich gewöhnlich dann einstellt, wenn Alles, nach dem das Herz heiß und glühend gerungen, nichtig gefunden oder unter den zitternden Händen hinweggeglitten, wenn das ganze Leben nur wie eine Seifenblase erscheint, die ein täppisch spielend Kind in die Luft geblasen.

Er stützte gedankenvoll sein Haupt in die Hand und sagte leise vor sich hin: „Ich habe jetzt das Glück, wie Du es wünschtest, alter Abraham, und ich bin doch nicht glücklich!" Sein Auge ruhte auf dem Gewühl der Stra-

ßen, während an seinem in sich gekehrten Blick die Bilder der Vergangenheit, schmerzliche Erinnerungen weckend, vorüberzogen.

Ein Zeitraum von zehn Jahren lag zwischen diesen Tagen und demjenigen, an welchem seine Frau ihm hatte sagen lassen, sie könne ihn nicht sehen!

Dieses Wort hatte ihn bestimmt, mit einem Gefährten und dem festen Entschlusse, dort reich zu werden, nach Amerika auszuwandern, und das mit seinen Gaben so lange eigensinnig zurückhaltende Glück schien ihn jetzt, wo es zu spät war, damit überschütten zu wollen.

Ihm glückte jetzt jedes Geschäft, wie ihm früher jedes mißglückt war, und als es ihn nach beinahe zehn Jahren wieder zum heimathlichen Boden trieb, war er ein reicher Mann.

Niemand kannte ihn mehr; sein fremder Name — er hieß jetzt „Wunder" — seine ganz veränderte Erscheinung machten ihn unkenntlich, und dann in dem Gewühl einer großen Stadt, da gaukeln zu viel Physiognomien in bunter Mannichfaltigkeit an dem Auge vorüber, als daß die einzelnen tief und treu darin haften könnten.

Er mied die Gesellschaft, obwohl er noch unter der Hand aus alter Gewohnheit bedeutende Geschäfte machte. Er war ein Anderer geworden, das scharfe Triebrad des

wirklichen Lebens hatte alles Weiche, Träumerische hinweggeschliffen, und fest und rücksichtslos steuerte er auf das Ziel los.

Da wurde er plötzlich durch ein Klopfen in seinen Träumereien gestört, und herein trat der Urheber seines ersten Ruins, der Commerzienrath Löwe, noch immer der treue Freund des alten Abraham Michaelis, auf den dieser ein unbedingtes Vertrauen gesetzt.

Und in der That, er erschien, obwohl ein starker Fünfziger, in der elegantesten, gewähltesten Toilette, als eine behäbige, Vertrauen erweckende Natur, obgleich hinter dieser so ruhigen Gelassenheit, diesem freundlich ausgesuchten Benehmen sich dunkle und gefährliche Leidenschaften verbargen.

Man hielt ihn allgemein für reich, er war im Besitze mehrer großer Häuser, des Commerzienraths-Titels, eines Ordens, — Alles bedeutende Garantien — und doch bestand sein ganzes Vermögen in letzter Zeit nur in seinem sichern Auftreten und in der Kunst, Wechsel auszustellen und sie glücklich in Cours zu bringen, die er auch bereits seit mehreren Jahren mit Meisterschaft geübt.

„Ah, Sie bringen gewiß die girirten Wechsel?" fragte Joseph den Eintretenden.

„Ja wohl, verehrter Herr, mein alter Freund

Michaelis hat es gern gethan; er kennt meine Solidität, und ich hab' ihm noch zum Ueberfluß über eine höhere Summe Deckung gegeben."

„Nun, Sie können mir nicht verdenken," erwiederte der Andere mit der gutmüthigsten Miene, die ihm zu Gebote stand, „daß ich sicher gehen wollte, denn ich habe mir mein Geld mühsam erworben und möcht' es nicht gern leichtsinnig auf's Spiel setzen."

„O behüte, ganz und gar nicht!" sagte der Commerzienrath und legte vier Wechsel, jeden zu 10,000 Thlr. vor.

Joseph bückte sich darüber und prüfte mit peinlicher Genauigkeit die Aechtheit der Wechsel.

„Es ist richtig!" sagte nach langem Betrachten Joseph vor sich hin, doch so, daß es der Andere noch hören konnte, „man kann in Wechsel-Sachen nicht vorsichtig genug sein, und Unterschriften lassen sich nachmachen. — Aber leider kann ich Ihnen die Valuta nicht völlig baar geben" — wandte sich Joseph an Löwe, und sein Auge streifte dabei ganz unbefangen des Angeredeten Antlitz, das plötzlich sehr mißvergnügt ward, obwohl derselbe sich so weit zu beherrschen wußte, möglichst harmlos zu sagen: „Aber Sie versprachen mir ja baare Kasse?" —

„Wohl, ich erwarte solche," war die Antwort „aber statt dessen sind mir aus Amerika solide Wechsel zugekommen, — nur von den sichersten Häusern — Sie kennen

meine Vorsicht," und wieder streifte auf einen flüchtigen Moment ein forschender Blick das Gesicht des Commerzienraths, das sich plötzlich sonnenhell verklärte.

„O warum nicht?" war jetzt die verbindliche Antwort, „ich habe dort auch Verbindungen und acceptire die Wechsel gern."

Die Wechsel wurden gegenseitig ausgehändigt. Der Kommerzienrath klopfte dem Amerikaner freundlich auf die Schulter: „Sie Glücklicher, 5000 Thlr. in so kurzer Zeit zu verdienen," und er empfahl sich mit einem artigen Kompliment und glücklich, den „Dummkopf," wie er meinte, getäuscht zu haben. — „Das kommt ja Alles ganz wie gemacht," jubelte er, als er draußen war, „diese amerikanischen Wechsel! Gott sei Dank, daß ich sie habe; und nun fort — so bald als möglich, das künstliche Gebäude hielt nicht länger mehr, ich mußte diesen Geniestreich machen. Alter Abraham Michaelis und Du, Wunder! wund're Dich mit Recht, in vierzehn Tagen bin ich im freien Amerika und im Trocknen!"

Als der Gauner sich entfernt, änderte Joseph wieder sein Benehmen. Sein Seelenleben hatte durch dieses Intriguenspiel eine kleine Anregung erhalten. Er ging, lebhaft weitere Pläne schmiedend, in der Stube auf und ab.

„Ha, ha," sagte er in seinem Selbstgespräch, „alter Gauner, wie leicht gingst Du in die Falle! Du bist noch

nicht Diplomat genug, um unter kaltem Wesen Deine Wünsche und Hoffnungen zu verbergen. — Die Hafenpolizei unsrer Seestädte, der unser Telegraph noch heut ein Paar Worte in's Ohr flüstern sollen, wird Dich belehren, daß ich doch nicht der Tölpel bin, für den Du mich gehalten, und ich zahle Dir zugleich die alte Rechnung, den Dank für das erste Scheitern meines Lebensglücks! — Und der alte Abraham? vielleicht ist es sein Ruin, und ich hätte zu diesem Spiel nicht die Hand hergeben sollen, aber wie sein Vertrauen zu dem Schurken erschüttern? er würde ihm doch auch ohne mich zum Opfer gefallen sein, und das ist ja die Genugthuung, nach der ich so heiß und glühend gerungen, wegen der ich Alles entbehrt und auf's Spiel gesetzt! Ich will ihm jetzt als der Glücklichere, der Reichere die helfende Hand bieten und ihn an die Stunde mahnen, wo er mir das zerschmetternde Wort zurief: Du hast kein Glück! — das sei meine Rache!"

— Der alte Abraham Michaelis hatte nicht immer Glück gehabt! Mannichfache Spekulationen waren ihm fehl gegangen, und so kam es, daß er sich ganz in die Arme seines alten Freundes, des Commerzienrathes, warf, der ihm anscheinend großmüthig aus so mancher momentanen Geldverlegenheit herausriß, um ihn dadurch nur um so sicherer in das Netz des Verderbens zu ziehen.

Diesmal hatte ihn der Commerzienrath angegangen, ihm einige Gefälligkeitsgiro über die kleine Summe von 40,000 Thlr. auszustellen, und der alte Michaelis ergriff gern die Gelegenheit, sich seinem langjährigen Freunde dankbar zu erweisen.

Er girirte und erhielt von seinem großmüthigen Freunde Wechsel über eine noch höhere Summe zur Deckung; aber schon, als er die ersten 10,000 Thlr. in Cours setzen wollte, erhoben sich Schwierigkeiten. Er machte sich deshalb, obschon in später Abendstunde, auf den Weg, um diesen Vorfall seinem Freunde, dem Commerzienrath, mitzutheilen.

Er eilte in dessen Wohnung, erhielt aber den Bescheid, daß Jener schon schlafe, als er dennoch dringend auf Einlaß bestand, wurde der Bediente verlegen, was dem scharfsinnigen Alten nicht entging und in ihm eine plötzliche Ahnung aufdämmern machte.

Er drang heftiger in den Bedienten, und Gold und Versprechungen entlockten demselben das Geheimniß.

Der Commerzienrath war vor einigen Stunden abgereist, all sein Reichthum nur Betrug — die Häuser überschuldet — er ein Banquerutteur — ein Flüchtiger.

Der Alte stand wie niedergedonnert — es war, als wenn ihm plötzlich das ganze Leben zur Lüge geworden. Sein erster, zusammenhängender Gedanke war, ihn zu

verfolgen und ihm die Wechsel wieder abzunehmen, aber bald erhielt er die gewohnte Fassung wieder.

Es galt sich rasch zu entschließen! — Er drückte dem Bedienten noch einige Goldstücke in die Hand, ließ sich das tiefste Schweigen, wenigstens noch auf einige Tage zuschwören und eilte dann nach Haus.

Die Tochter war noch auf, ihn zu erwarten. Zehn Jahre des Kummers, der Sorge und tief innerer Qual hatten Furchen auf das einst so blühende Gesicht gezogen, sie sah älter aus, als sie war. Manch' heiße Thräne der Reue war seit den Tagen, wo sie ihren Gatten abgewiesen, über die Wange geflossen ...

Sie glaubte ihn todt oder im Elend und klagte sich als seine Mörderin an. Nachdem sie zur Ruhe gekommen, hatte sie doch bitter gefühlt, daß sie sich damals selbst getäuscht und nicht ihre Pflicht gethan.

Um so mehr suchte sie die Lücke ihres Innern durch den wärmsten Anschluß an ihr Kind und ihren Vater auszufüllen. Auch heut eilte sie dem Alten liebevoll entgegen, der aber kaum darauf achtend hastig hervorstieß: „Packe noch heut Deine Sachen, wir müssen morgen in aller Früh abreisen!"

„O Gott, so schnell! was ist denn vorgefallen? Du bist bleich, Du zitterst, welch' Unglück hat Dich betroffen?"

„Frage nicht — es muß sein!" entgegnete der Alte

fest und setzte dann freundlich wärmer hinzu: „Ich weiß, daß Du vor dem Unglück nicht erschrickst, Du hast dies Alles ja schon einmal durchgemacht; bei uns Kaufleuten ist das Glück Alles, ich bin alt, ich habe kein's mehr, ich bin ein Bettler!" Eine Thräne glänzte in dem Auge des sonst so starren, ruhigen, alten Mannes. Judith suchte ihn zu trösten und ihm Muth einzusprechen.

„Laß das," entgegnete er wieder kalt und entschlossen. „Das Gewitter bricht nicht gleich los, die Wechsel sind noch nicht fällig, aber fort müssen wir, um Dein und des Jungen willen! Ich will Euch nicht betteln lassen, wie damals der Lump. Noch habe ich einige Tausend Thaler zur Verfügung, damit reisen wir morgen ab — nach Holland, dort leben noch Verwandte von mir — ich wäre gern als ehrlicher Mann gestorben!" sagte er mit bitterem Lächeln, „aber es muß sein!"

Die ganze Nacht arbeitete der Alte noch, um all' seine Bücher in Ordnung zu bringen, — bis auf die durch das Freundschaftsgiro erwachsenen 40,000 Thlr. war Alles gedeckt, und am andern Morgen schon reiste er, wie er vorgab, in's Bad, was nicht viel Aufsehen machen konnte, da seine Tochter fortwährend kränklich, und die Reise längst projectirt war.

Zwei Tage darauf hielt vor dem Hause des alten Michaelis ein eleganter Wagen, aus dem der Amerikaner Wunder hastig herausstieg.

Mit welchen Empfindungen betrat er nach Verlauf dieses ereignißschweren Zeitraums die Schwelle. Hier hatte er von Frau und Kind einst Abschied genommen, sie hinter der Thür verschwinden sehen, — hier war er, die Todeswunde im Herzen, zum letzten Mal hinabgestiegen, verlassen, um alles Erdenglück betrogen, das einzige Wort „treulos" auf der zitternden, bleichen Lippe.

Damals so arm, so verachtet, daß selbst sein geliebtes Weib ihm nicht mehr zu folgen wagte, und heut — reich und glücklich, mit der Macht — sie zu beschämen oder sie zu zerschmettern.

Er hatte Nachricht erhalten, daß der Commerzienrath glücklich eingefangen, und wollte nun dem Alten zeigen, daß er sich dennoch in dem Freunde geirrt, und daß seine Prophezeiung von damals eingetroffen. Und sein Weib? Sie, die einst die Scholle fortgestoßen, auf der er auf dem Meere trieb, sollte jetzt gerade dort wieder Rettung und ein Asyl finden.

Das waren die Triumphe, nach denen er mit glühender Seele gedürstet — und aufgeregt, mit stürmisch klopfendem Herzen trat er ein.

Welch ein grausam Herausreißen aus all' den geträumten Himmeln, als er erfuhr — die ganze Familie sei in's Bad gereist. Er ahnte sogleich den Zusammenhang der ganzen Sache und murmelte vor sich hin:

„So bin ich doch nicht glücklich, denn ich kann Niemanden glücklich machen.“

Er schwankte wie vernichtet wieder über die Schwelle, die er eben so siegestrunken überschritten.

„Ich will sie suchen und ihnen reich vergelten, daß ich heut zu spät kam,“ dachte er schweren, vorwurfsvollen Herzens und reiste schleunigst ab.

5.

Ein Jahr war verstrichen, Joseph hatte vergeblich geforscht, gesucht — nicht einmal eine Spur entdecken können, so schlau und vorsichtig hatte der alte Abraham seinen Weg genommen. —

Mit diesem gescheiterten Unternehmen schien Joseph's Rolle in Europa ausgespielt. Er sehnte sich wieder hinüber in das Land, wo er seinen Reichthum erworben, und wo im Strudel der Geschäfte sein Geist Zerstreuung finden konnte. Zu diesem Zwecke war er nach Rotterdam gereist, um sich dort einzuschiffen.

Sein Schiff sollte erst in einigen Tagen abgehen, und er schlenderte behaglich am Hafendamm hin, der für ein Wandergemüth mit seinem Schiffs- und Menschengewühl etwas Erquickliches hat.

Er betrachtete die Menschen, — sie hatten alle etwas Hastiges und Rasches, förmlich Amerikasuchendes — da fiel sein Blick auf einen jungen, ziemlich ordentlich

gekleideten Menschen, der Etwas feilbot. Ihm war's, als müsse er den Knaben schon irgendwo gesehen haben. Sein Gesicht hatte etwas Offenes, Zutrauen Erweckendes, und wie wir nun einmal zu manchen Menschen uns auf eine unerklärliche Weise hingezogen fühlen, so schritt auch Joseph auf den Jüngling zu und fragte freundlich, was er dort habe.

„Eine Uhr!" entgegnete dieser bescheiden, „die ich gern verkaufen möchte."

„Und warum?"

Der Knabe erröthete und sagte verlegen: „Wir kommen von Amerika zurück, die Mutter ist krank geworden und kann nicht weiter reisen."

Joseph nahm die Uhr in die Hand und betrachtete sie aufmerksam, plötzlich rief er hastig:

„Du lügst, die Uhr ist gestohlen, wie kommst Du zu ihr?"

Es war dieselbe Uhr, die er einst seiner Judith als Braut geschenkt, und deren Zurücklassen er damals in den ersten Tagen ihres Elendes und ihrer Wanderschaft so schmerzlich beklagt.

„Nein, Herr!" erwiederte der junge Mensch im Bewußtsein seines guten Gewissens und sah dem ungestümen Frager ruhig in's Auge.

In diesem Auge lag ein wunderbares Etwas, eine verwandte Seele schien ihm daraus entgegen zu zittern,

in diesem offenen, die ganze Seele enthüllendem Blick spiegelte sich sein eigenes Selbst, so mußte er in jüngeren Jahren gewesen sein, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch das Hirn — es ist mein Sohn! Aber nein, widersprach die fröstelnde Ueberlegung, es kann nicht sein, solch' wunderbaren Zufall bringt das Alltagsleben nicht, und das wär' des Glückes zu viel für mich — aber dennoch! — diese Aehnlichkeit. — Und um wenigstens darüber in's Klare zu kommen, fragte er mit zitternder Stimme: „Wie heißt Deine Mutter?"

„Judith . . ."

„Mein Sohn! mein Sohn!" mit diesem Ausruf umarmte er unter überströmenden Thränen den Ueberraschten und setzte dann freudig bewegt hinzu:

„Führe mich zu Deiner Mutter, ich bin Dein Dir so früh entrissener Vater!" —

„Ja, die Mutter sagte: Du wärest todt," bemerkte jetzt der sich sogleich gutmüthig an Joseph anschmiegende junge Mensch. „Sie hat viel geweint, wenn sie daran dachte, und mir viel von Dir erzählt, doch immer so wehmüthig, daß ich mit ihr weinen mußte."

„Ich war todt!" erwiederte dieser düster und unfreundlich, wieder von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen.

Sie gingen jetzt schweigend neben einander und waren bald zur Stelle, nachdem Joseph dem Sohn geboten, von dem Wiederfinden einstweilen zu schweigen. —

In dem kleinen Hinterhause eines Nebengäßchens war das dürftige Quartier der Unglücklichen. Das kleine Fenster war wegen der Kranken dicht verhangen, so daß sich das ohnehin nicht helle Zimmer vollends eindämmerte.

Sie traten ein. Der Alte saß an dem Bett der Kranken und frug den Knaben leise: „Nun, bringst Du Geld?“

„Ein Herr wollte die Uhr kaufen, glaubte aber nicht, daß sie mein, und ist deshalb mitgekommen — doch was macht die Mutter?“ forschte der Knabe besorgt.

„Sie schläft jetzt,“ flüsterte der Alte, dann wandte er sich zu dem Fremden und sagte: „Mein Herr! Sie dürfen Nichts fürchten. Wir sind ehrliche Leute, wenn wir auch jetzt unglücklich sind.“

„Aber Ihr Sohn sagte mir, Sie kämen aus Amerika.“

„Ja wohl! aus diesem schrecklichen Lande, wo ich meine letzte Habe verloren und vollends zum Bettler geworden!“

„Aber wenn ich Sie nicht beleidige, — in Ihrem Alter war es unvorsichtig, in ein Land zu gehen, das rüstige Hände, einen starken Nacken und muthig jugendlichen Kopf erfordert,“ war die Entgegnung.

„Sie haben wohl Recht, aber zwingende Umstände

treiben uns oft zum Aeußersten. Ich war einst nicht so arm, ich hatte Glück!" fügte er mit der alten Leuten eigenen Geschwätzigkeit hinzu, „ja, ich war reich, aber ich wurde in einen Banquerut verwickelt und nahm zu Verwandten meine Zuflucht, die aber, schlecht und geizig genug, statt mich zu unterstützen, nur darnach trachteten, mich los zu werden, und mich so lange trieben und ängstigten, bis ich zuletzt selbst glaubte, da drüben in jenem Höllenlande Heil und Sicherheit zu finden. O wie arg wurde ich betrogen und getäuscht! vor einigen Wochen kehrten wir zurück; meine arme Tochter erkrankte, wir kamen dadurch in noch größere Noth, und Sie würden uns daher eine Wohlthat erweisen, wenn Sie die Uhr kauften."

„Und wie viel wollen Sie dafür haben?"

„Wie viel bieten Sie?" frug der Alte mit seiner sich nie verleugnenden Vorsicht.

„Nun denn — 100 Thaler."

„Herr! Sie scherzen doch nicht?" rief der Alte freudig überrascht etwas zu laut.

„Nein! Ich ergreife gern die Gelegenheit, einem armen Glaubensgenossen aus der Noth zu helfen," erwiederte dieser herzlich.

Da richtete sich auf einmal die von dem Ausbruch des Alten aufgeweckte Kranke im Bette auf und hauchte halb wie im Traum:

„Mein Mann, mein geliebter Joseph — nein, nein! — Es ist ja nicht möglich, Dein Schatten kommt wohl nur, mich abzurufen!“

Länger vermochte sich der Fremde nicht zu halten, er eilte von tausendfachen Empfindungen überwältigt an ihr Bett und legte sanft den Arm um den Nacken der Schwererkrankten.

„Ich kannte Dich an der Stimme,“ flüsterte sie, „ich würde Dich unter Tausenden wieder erkannt haben. Vergieb — vergieb! Ich habe an Dir Viel verbrochen und Dich um das Vertrauen zur Menschheit beraubt.“

„Ja, Du hast Viel in mir zerknickt und gebrochen,“ entgegnete Jener, denn die Erinnerung an das Vergangene stieg wieder in ihm auf und zehrte an seinem Herzen. „Wärst Du mir damals gefolgt, dann war uns Beiden ein elendes, friedloses Leben erspart!“

Die Kranke bedeckte das abgezehrte, bleiche Gesicht mit beiden Händen, und Japhet schmiegte sich an seinen Großvater. Eine lange Pause trat ein

„Wie konntest Du so stolz, so schweigend gehen!“ begann Judith endlich wieder. „Ein beruhigend oder aufmunternd Wort von Dir, und ich wäre Dir gefolgt! — Ach, damals glaubte ich, nur unserm Japhet zu Liebe müsse ich bleiben, aber tausend Thränen sind mein Zeuge, ich bin seit dieser unglücklichen Stunde nie mehr zur Ruh gekommen. Ich dachte mir Dich im Elend

— verschmachtend, und das Alles durch meine Schuld — es ist entsetzlich! — ich mag keine Stunde davon zurückleben, und drohte mir auch heut noch der Tod. Gott, wie danke ich Dir, daß Du ihn treu und wunderbar geführt, den ich so feig und elend verlassen!" sagte sie, indem sie den Wiedergefundenen in ihre Arme schloß.

Welche Gedanken aber mochten durch die Seele des Alten wogen! Er, der in seinem Glück sich so fest und sicher gedünkt, stand jetzt arm und verlassen dem gegenüber, dem er einst die helfende Hand versagt und eine jämmerliche Zukunft verkündet.

Die rastlos umschwingende Zeit hatte die Rollen gewechselt, Jenem ihre reichsten, glänzendsten Glückskörner zugestreut — Diesem all' seine Habe aus den Händen gewunden, und das in launenhafter Härte, erst im Alter — wo das müde Herz die Schläge des Unglücks am schwersten empfindet.

Nach einer Weile fragte Judith gespannt: „Welch wunderbarer Zufall hat Dich hierher geführt?"

Er erzählte sein Abenteuer mit Japhet, und sie sagte bewegt: „So gleicht sich Alles aus und wird zur Harmonie, wenn auch viel später, als es das ungeduldige Menschenherz wünscht. Welche Seligkeit, daß auch wir wieder versöhnt — vereint!" und sie streckte

ihm ihre weiße, jetzt durchsichtige Hand entgegen, die er voll überwallender Empfindung an seine Lippen drückte.

„Werde nur wieder gesund, das ist mein heißester Wunsch, dann ist Alles wieder gut, dann erst kommen für mich die wahren, die echten Sonnentage des Glücks.“

Sie schüttelte wehmüthig das Haupt.

Die Kranke war von den so wunderbar über sie hereinstürmenden Ereignissen so erschöpft, daß der inzwischen herbeigerufene Arzt sie höchst bedenklich ansah. Ihrer Aufregung war eine tiefe Schwäche gefolgt, die erst jetzt die Krankheit in ihrer zum nahen, sichern Tode führenden Fürchterlichkeit aufdeckte.

Der Doctor drang besonders auf die Entfernung Joseph's, um die Kranke nicht noch mehr aufzuregen.

Er schied zögernd, vielleicht in der Furcht, Judith dann nicht mehr lebend anzutreffen, doch diese mochte in seiner Seele gelesen haben und flüsterte ihm zu: „Wir sehen uns wieder.“

Welch' qualvolle peinliche Stunden bis zum andern Morgen, an dem er unruhig und beängstigt wieder zur Kranken eilte!

Es schien, als wenn die Erfüllung ihres heißesten Sehnens — das Schicksal ihres Mannes zu erfahren — den Lebensfaden ihr völlig durchgeschnitten und

dieser, obgleich so spinnwebenartig, nur bis zu diesem glücklichen Moment auszudauern vermocht habe.

Sie konnte vor Schwäche ihm kaum die Hand entgegenstrecken, nur ein schwaches, wehmüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen, und ein lebhafterer, wärmerer Blick des schon halb erloschenen Auges war sein Gruß.

Judith hatte eine schwere, unglückliche Nacht gehabt voll Fieberphantasien und Schmerzen. Der Tod hatte mehr als einmal finster drohend sich über sie hinausgebeugt — sie schien, ihres Versprechens eingedenk, nicht sterben zu können, und erst am Morgen war sie ruhiger, aber auch viel schwächer geworden.

Gewöhnlich athmet diejenige Brust leicht und ruhig ihr Leben aus, die vorher noch hartnäckig mit dem Tode gerungen; es ist, als ob dann der Tod, wenn er fühlt, daß er Sieger geblieben, sich still zurückzöge, um die Früchte seines Kampfes sich in den Schooß fallen zu lassen, während dort, wo dieser Kampf nicht vorhergegangen, die Todesstunde eine finster ringende, verzweifelnde ist, weil dann der Tod mit stürmender Hand die Kraft des Lebens zu brechen sucht.

Noch einmal raffte sich die Kranke auf und rief ihn an ihr Bett.

Er mußte sich über sie beugen, um ihre kaum hervorgehauchten Worte zu verstehen.

„Du hast mir vergeben, ich weiß es, ich sterbe gern,

da ich unsern Japhet in Deinen Händen weiß, — verlaß auch meinen Vater nicht! — leb wohl — leb wohl!" —

Sie blickte ihn noch einmal mit seelenvollen Augen an, er drückte einen heißen Kuß auf ihre bleichen Lippen und hielt sie mit überströmenden Thränen in seinen Armen.

Ein leichter Seufzer — noch ein Augenaufschlagen, und der Tod hatte die kalte Hand auf ihre müde Brust gelegt, und die Seele war der Erdenwelt entrückt — die für sie so viel Schweres und Unglückliches geborgen.

Ein tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Jedem der dort Anwesenden war's, als sei noch ihre Seele mitten unter ihnen. — Erst nach dem Begräbniß kam das Bewußtsein des Verlustes und — der rechte Schmerz.

Lehfeld erklärte dann seinen Entschluß, wieder nach Amerika zu gehen, und Japhet, der jetzt nach dem Hingang der Mutter seine ganze Liebe auf den so seltsam gefundenen Vater übertrug, wollte ihn mit kindlicher Anhänglichkeit begleiten, wohin es immer sei.

„Und auch Du, Vater, bleibst jetzt bei mir, da ich das Glück mein nenne, ich will Dich hegen und pflegen und Dich den Verlust vergessen machen," bat Lehfeld warm und herzlich den Alten, seiner Sache gewiß.

„Nein!" entgegnete dieser finster und entschieden,

„laß mich! ich habe Nichts mehr auf der Welt — sie ist todt — und Japhet gehört Dir — unter Deinem Dache aber darf ich nicht wohnen, denn ich hab' kein Glück, und ich würde Dich ebenso elend machen, als ich es jetzt selbst bin!"

Alle Bitten und Gegenvorstellungen waren vergebens. Er küßte zum Abschied zärtlich seinen Enkel, drückte dem Schwiegersohn die Hand, sagte ein kurzes Lebewohl, und dann sein schweres Bündel auf die alten Schultern nehmend, schritt er hinaus — ein vom Glück Verlassener, leise vor sich hinmurmelnd: „Ich hab' kein Glück!"

Einige Tage später schiffte sich Lehfeld nach Amerika ein, und Japhet wurde jetzt das einzige Glück seines sonst so düstern, von trüben Erinnerungen bewegten Vaters. Die Sorge um sein Kind verminderte den Schmerz um die Verstorbene, der ihn sonst völlig aufgerieben hätte.

„Er soll ein Mann werden, der Glück und Unglück gleich erträgt und muthig mit dem Schicksal zu ringen vermag, wenn es ihn zum Kampfe fordert," gelobte er sich, und die strenge Schule des Unglücks, die er selbst durchwandert, befähigt ihn, sein Wort zu halten.

Ein Advokat.

Es war ein ganz eigener, wunderlicher Kauz, mein Freund, der Advokat Scharff. Ich sah ihn anfangs nie anders, als mit dem langen, bis oben hinauf zugeknöpften Rock und dem tief in die Augen gedrückten Hut, wie er auf den Zehenspitzen aus seiner Wohnung schlich, wie ein von Spionen Umringter vorsichtig auf dem Bürgerstege hinhuschte und dann mit der Hast eines dem Tode Entlaufenden gerade auf sein Ziel lossteuerte. Er geht mit Niemand um und lebt in scheuer Zurückgezogenheit sein düsteres, actendürres Junggesellensein. Daß er slavischer Abstammung ist, verräth der ganze Schnitt des Gesichts, aber der nationale Zug ist von dem gewaltigen Arme der heiligen Justiz völlig erwürgt worden. Er kennt kein anderes Vaterland als den Audienzsaal, keine andere Heimath als seine geliebte Actenstube. Er ist im Grunde ein seelenguter Mensch, aber diese dunklen, hinter buschigen Augenbrauen mißtrauisch hervorlugenden Augen geben ihm ein etwas finsteres, unheimliches Aussehen.

Wie ich zu ihm gekommen? Die traute Musik, für die er allein noch nicht erstorben, für die vielmehr sein Herz mit fast leidenschaftlicher Wärme schlug, hatte uns zusammengeführt. Er kam jeden Tag in einen Gesellschaftsgarten, wo ich ebenfalls aus- und einging, trank dort in einen Winkel gedrückt sein Glas Bier und stahl sich dann unbemerkt hinweg. Oft trug ich dort Etwas auf meiner Geige vor, und dann bemerkte ich zuweilen den scheuen Kauz ganz nahe bei mir auf einen Stuhl gelehnt und meinem Spiel aufmerksam zuhörend.

Nachdem ich einmal eines Tages eine Mendelssohn'sche Phantasie gespielt und, von der lieben Musica in eine andere, schönere Welt getragen, mich bewegt entfernen wollte, fühlte ich, wie Jemand seinen Arm in den meinen legte und mir zuflüsterte: „Sie haben vortrefflich gespielt, kommen Sie mit und lassen Sie uns ein Duett aufführen." Es war der Advokat und seine Bekanntschaft damit gemacht. Wir spielten öfters zusammen und blieben uns trotz aller Schrullen der Gegenpart die besten Freunde. Ich besuchte ihn oft, wir machten Brüderschaft, und trotz unserer verschiedenen Charactere hatten wir uns gemüthlich in einander gefunden, und es konnte zuletzt kein Tag vergehen, wo er mich nicht sehen und sprechen mußte. Ich erlebte dann oft bei solchen Gelegenheiten die ergötzlichsten Geschichten, denn so scheu und befangen auf der Straße und in Gesellschaft — auf

feindlichem Boden — war mein Freund doch ein ganz Anderer, wenn er auf dem neutralen seiner Stube sich befand. Da saß er gewöhnlich in einen langen, talarartigen Schlafrock gehüllt, das sorgenschwere Haupt mit einer noch schwereren Fuchsmütze bedeckt, unter Acten und Büchern vergraben, sprang dann plötzlich auf und maß mit langen Schritten die Stube. Hier fühlte er sich, dictirte Gesetze, regierte eine neue Welt. Dieser Contrast, zwischen dem Auftreten da draußen und dem in seinen vier Pfählen, erscheint räthselhaft und ist doch so natürlich. Seine Acten, seine kleine, verräucherte Stube, ja ich möchte sagen, seine Fuchsmütze hoben ihn, das war Alles tief und unauflöslich in ihn hineinverwoben, das kannte Alles die Wichtigkeit seines Berufs und wußte es zu würdigen, da draußen galt er Nichts, und auf welche Kleinigkeiten stützt sich nicht oft die Größe eines Menschen, auf welchen unscheinbaren Dingen fußt seine Gigantenkraft. Der Eine kann kein Wort schreiben, wenn er nicht seine Feder ganz eigen geschnitten, der Andere vermag sich nur durch eine Tasse Kaffee, eine Cigarre oder ein Glas Wein zu inspiriren. Den Einen müssen Katzen anmiauen, dem Andern Hunde die Hand lecken, den Einen Frühlingslüfte umwehen, den Andern der warme Ofen Liebes erweisen, wenn er in der rechten Stimmung sein soll. Nur der Genius braucht der Krücke nicht, und, ein höherer Antäus, bildet er seine

Welt, wie auch die stützende Erde unter ihm zu versinken droht.

Auch mein Freund war, wie gesagt, einer jener Sterblichen, die sich erst in dem eigenen Netz riesengroß entfalten — hier auf seiner Stube entwickelte er erst das Pathos, mit dem er die ihm übertragenen Sachen behandelte. So war unter andern ein Landstreicher wegen Vagabundirens angeklagt worden, er stellte sich taubstumm, und Scharff quälte sich auf eine jämmerliche Weise mit dem Verhöre seines Schützlings ab. Er schrieb in mehreren Sprachen Fragen auf, der verschmitzte Kerl schüttelte immer mit dem Kopfe und machte unverständliche Zeichen. Endlich traf er das Rechte: böhmisch. Da erhielt er nun eine höchst phantastische Biographie. Der Bursche wollte frühzeitig reichen Eltern von Zigeunern gestohlen, an eine Kunstreitergesellschaft verkauft, mit ihr im Lande herumgezogen und endlich von ihr davon gejagt sein. Scharff fühlte sich von dieser Schilderung à la Eugen Sue so angeregt und begeistert, daß er die wärmste Vertheidigungsrede hielt, in deren Folge man auch in der That den Vagabunden freisprach. Der Kerl wurde jetzt das Mitleiden der ganzen Stadt, bis er mit einer Menge gestohlener Uhren ausriß, wieder eingefangen und durch eine Tracht Prügel plötzlich Gehör und Sprache wieder erhielt. Ich sagte mahnend zu dem Freunde: „Dir fehlt der richtige Tact, der nur

den Würdigen vertraut. Es giebt in uns ein natürliches Gefühl, das in diesem Punkte stets das Rechte trifft, wenn wir es nicht durch unsern Unbedacht und durch ein gedankenloses Hingeben an fremde Charactere verrücken und verscherzen.“ „Ja,“ meinte er, „mir geht es stets so, daß ich dort, wo ich vertraue, getäuscht werde und oft zurückhalte, wo ich mich ganz hingeben sollte; mit dem ersten Eindrucke ist es Nichts, ich habe oft den für schlecht gehalten, der mir nicht gleich gefiel, und wenn ich die nicht empfehlende Schale löste, fand ich den schönsten Kern.“

Ein andermal gab es einen humoristischen Auftritt. Er brachte zwischen zwei Parteien einen Vergleich zu Stande, der zum Vortheil jenes Clienten einen alten mit zur Stelle liegenden Vergleich aufhob. Mühsam war das Geschäft zu Ende geführt, und er sagte nun pathetisch: „So will ich denn jetzt den alten Vergleich vernichten, damit der neue allein noch gilt,“ ergriff die Scheere und schnitt herzhaft und eifrig darauf los. „Das wäre gethan!“ rief er mit innerer Genugthuung. Da sah er noch einmal auf das zerstörte Dokument und zuckte wie von einem electrischen Schlage getroffen zusammen. Sein Blick war so verwundert, überrascht, enttäuscht und erschrocken und doch so komisch, daß ich in ein Gelächter ausbrach, in das er unwillkürlich einstimmen mußte. Er hatte im Eifer, das alte Vergleichs-

opus aus der Welt zu schaffen, das eben verfaßte neue ergriffen und im guten Glauben zerschnitten. „Was thun?" sagte er jammernd, „da hab ich mir was Schönes angerichtet." „Schreib einen neuen," entgegnete ich trocken. Aber welcher Mühe, welcher Diplomatenkunst bedurfte es, die Leute zur nochmaligen Unterschrift zu bringen. „Hättest Du das Goethe'sche: „ohne Hast, ohne Rast" befolgt, viel Mühe und Arbeit wäre Dir erspart gewesen," kramte ich mit salomonischer Weisheit aus. „Ach was," meinte er lachend; „das verstehst Du nicht, bei der Justiz muß man immer Galopp reiten." Doch die Sache hatte noch einen komischen Epilog. Der Eine von den Parteien fand sich bei Scharff ein und bestritt die Giltigkeit des Vergleichs, denn er habe ja bei der Vollziehung statt der üblichen drei + + + deren sich der Nichtschreibenskundige bedienen muß, Sägeböcke × × × gemacht, und war schwer zu belehren, daß sein Bauernwitz doch einen Bock geschossen und die Böcke volle Giltigkeit hätten.

Aber unsere Duette wurden mir nachgerade langweilig. Ich hatte eine Verwandte in der Stadt, die Wittwe eines Maurermeisters, die mit ihrer einzigen jungen Tochter in den beschränktesten Verhältnissen lebte. Das junge Mädchen hatte ausgezeichnete musikalische Anlagen und spielte in ihren wenigen Mußestunden, da sie den größten Theil der Zeit zur Erwer=

bung des Unterhaltes benutzen mußte — Klavier. Dorthin versuchte ich meinen Freund zu bringen, theils um ihn zu zerstreuen, theils um einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zu haben, denn ich fühlte mich in der kleinen Familie so wohl und traut, daß es mich öfter als je hinzog. Lange bestürmte ich ihn vergebens. Er sprang bei meinem Vorschlage wie ein angeschossenes Wild auf und sah mich erstaunt und überrascht ob der Keckheit solcher Ideen an. Da ich aber mit allen Künsten der Ueberredung fortwährend Bresche schoß — von den musikalischen Talenten meiner Cousine sprach, wie wir die langen Winterabende so harmlos köstlich zubringen könnten, da übergab er die Festung.

Wir wanderten eines lichten, noch sonnengetränkten Herbstabends zum ersten Male hin. — Sie wohnten im ersten Stock eines kleinen Häuschens der Vorstadt, und da ich meine Verwandten von der Sonderbarkeit des neuen Gastes unterrichtet, so wurde er mit solcher Schonung und Zartheit behandelt, wie es eben nur Frauengemüther können, und darum auch schleifen sich gesellschaftliche Grillen, Menschenscheu und Blödheit nie besser ab, als durch einen echt weiblichen Umgang. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß er sich von alle Dem freundlich berührt fühlte. Das Stübchen sah so licht und aufgeräumt aus, die Seele konnte sich behaglicher fühlen, als in seiner Junggesellen-Actenstube. Die unter-

gehende Sonne glimmte so sanft, so mild durch die blendend weißen Vorhänge, daß es dem Auge nicht wehe that, vielmehr sich vor ihm wie ein zartgespanntes Zaubernetz ausbreitete. Ein Kanarienvogel in seinem Bauer zwitscherte noch einmal, von den Fremden aufgescheucht, wie im Schlafe. Der sorgfältig weißgewaschene Fußboden, die hellen Fensterscheiben und die staubfreien Möbeln — Alles zeigte, daß hier Frauenhände selbst in diese Dürftigkeit ein Behagen und Wohlsein zu verbreiten gewußt, wie sie oft in glänzend ausstaffirten Zimmern des Reichthums fehlen. Das junge Mädchen hatte noch am Fenster hinter der Gardine über ihrer Arbeit gesessen, so daß der rothglühende Schleier sie wunderlieblich eingehüllt, während die Wittwe, eine fromme, beinahe frömmelnde Frau, eben ein Gebet vorgelesen.

Mein Freund sprach zwar Anfangs kaum ein Wort und drehte fortwährend verlegen seinen Hut, doch als die Dämmerung immer mehr hereinbrach und die Arbeit unmöglich machte, und ich meine Cousine bat, sich an's Klavier zu setzen, da thaute er auf. Sie trug einige Beethoven'sche Sonaten vor. Die Töne zitterten anfangs schüchtern durch das dämmernde Zimmer, aber immer voller und schöner entfalteten sie sich, und ein sanfter Friedenshauch schien auf den Schwingen der Musik versöhnend an das horchende Herz zu zittern.

Mein Freund stand wie verzaubert hinter ihrem Stuhl, zum ersten Male schien sich die Verkrustung des Aktendaseins von ihm zu lösen, und eben nur in den hervorquellenden Melodien schwelgend, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein, ohne quälende Reskripte, griesgrämige Akten und heikle Prozesse. Das behagliche Zimmer, die freundliche, jugendliche Erscheinung am Klavier, die Beethoven'sche Musik, das Alles waren ihm so ungewöhnte und doch wieder so herzliebe, vielleicht in innerster Seele längst heraufgesehnte Genüsse, daß er plötzlich sich warm und zugänglich fühlte. Wir sprachen, als das Spiel beendet war, von Musik, da sympathisirten wir ja Alle; denn durften die Beiden sie nur in ihren Mußestunden die ihre nennen, so schlug darum ihr Herz nur noch wärmer für sie — und mir war sie ja das Element, in dem ich schwamm, das sogar, wie wohl leider so oft, handwerksmäßig ausgeübt — mich über Wasser erhalten mußte — was Wunder, daß auch unsere Herzen wärmer wurden, und im Austausch von Gefühlen und Gedanken die Stunden rasch verflogen. Die freundliche Alte hatte eine kleine Milchglaslampe auf den Tisch gesetzt, die nun wieder dem trauten Stübchen eine ganz andere Färbung gab. Es schien, als wenn nun erst das Zimmer die letzte, behagliche Ausschmückung erhalten, und wer kennt nicht solche Abende, beim milden Lampenschimmer, unter

freundlich lieben Menschen, wem ist es da nicht wie ein linder Hauch über die Seele geglitten, daß in solch einem Familienleben der tiefste Zauber liegt. Wir mußten endlich Abschied nehmen, der Freund sagte so gern und freudig „Wiederkommen" zu, daß ich wohl gewahrte, welch' wohlthuende Umwandlung mit ihm vorgegangen. Draußen jedoch wurde er wieder schweigsam, und ruhig schlich er in seine Wohnung. Aber einige Tage darauf war er der Erste mich abzuholen. Ich unterdrückte mein Lächeln und nahm seinen Arm.

Es war ein gräulich Wetter, wie es sich gewöhnlich in den Spätherbsttagen einfindet, um mit gefräßigem Neid der Erde Blätterschmuck zu zerstören. Regen und Wind machten sich um die Wette lustig und schienen auf uns arme Sterbliche ganz besonders einen Zahn zu haben: aber mit Riesenschritten steuerte der Freund voran, und bald waren wir am Ziel. Hier aber, als ich schon die Hausthürklinke in der Hand hatte, stutzte er plötzlich und wollte umkehren. „Wir machen uns lächerlich und müssen zurück," bemerkte er rasch. Ich aber öffnete die Thür und schob den Zögernden hinein. Man bemitleidete uns ob unseres Unfalles, und wir mußten uns an den heute wegen des unfreundlichen Wetters erwärmten Ofen setzen. Wie süß und behaglich war es nicht dort, auch der Advokat fühlte sich so heimisch, als wäre er schon immer hier

aus- und eingegangen. — Bald summte die Theemaschine auf dem Tische, und wir plauderten uns harmlos in recht interessante Dinge hinein. Scharff sprach von seiner Geige, seinem Lieblings-Instrumente, und die alte Frau bemerkte weich: „Auch mein Mann liebte sie sehr und hat Herminen darin Unterricht gegeben.“ Auf meine Bitte holte sie die Alte bereitwillig herbei. Scharff ergriff die Geige und trug Etwas vor, eine düstere, zerrissene Phantasie, die sich nach und nach in freundliche, wohlthuende Akkorde auflöste. Herminen standen die Thränen im Auge, und sie sagte bewegt: „Mir war's bei Ihrem Spiel, als ob des Vaters Seele mir noch einmal ihren Scheidegruß zurief — all' die Stunden unseres Zusammenspielens lebten vor mir auf, ich hätte in Schmerz vergehen mögen; dann aber war es mir, als hauche er mir aus jenen himmlischen Welten seinen Frieden zu, um mich mit dem dunklen Schicksalsspruch zu versöhnen.“ Der Freund war ein Anderer geworden, der düstere Zug aus seinem Antlitz gewichen, und in seinem sonst so scheuen Auge spiegelte sich Alles das wieder, was die Geige in herzbewegender Tiefe und Schönheit sang. Er schlug ein Zusammenspiel auf der Geige vor, und Hermine nahm dies mit Freuden an.

Allabendlich traten wir jetzt unsere Wanderung an, und die glückliche Umwandlung in dem Wesen des

Freundes brach immer mehr hervor. Er brütete lange nicht mehr so über seinen Akten, und wenn ich ihn besuchte, warf er schnell die Feder hinweg, was er sonst nie gethan, rückte einen Stuhl für mich an den seinen und begann gemüthlich zu plaudern. Wir fingen behutsam beim Wetter an, um dann von der Musik zu sprechen und ganz leise, daß es der Andere nicht gewahr werden sollte, auf Cousine Herminchen überzugehen; dann glänzten seine Augen, sein ganzes Gesicht wurde verklärt. Er bewunderte ihr Spiel, wie ihr die schwersten Sachen so leicht würden — die zart geformte, künstlerisch gebildete Hand. Das Alles war ja natürlich, das mußte ihm beim Geigen auffallen, aber dann bewunderte er ihre Seele, die so tief, so wunderbar sei, daß seine eifrigsten Forschungen sie nie ergründen könnten. Ich hütete mich wohl, ihn in seinen Studien zu stören, und that so unbefangen mit der eigenthümlichen Erscheinung, daß ein Jurist, der nur Pandekten und Landrecht studirt, dort sich aus dem bunten Gewirr Systeme gebaut, jetzt auf einmal mit dem gleichen Eifer sich auf das Studium eines Frauenherzens warf. Armer Freund! all' Euer Wust von jahrhundertelang aufgespeicherten Reskripten und Verordnungen ist noch ein Katechismus, den ihr an den Fingern abzählen könnt, gegen die gesetzgebende Laune eines Frauenherzens, die in einem einzigen Moment tausend sich wider=

sprechende Gesetze edirt und verkündet. Aber so viel merkte ich, daß er bei seinen Studien diesmal nicht unglücklich war.

Meine Cousine hatte ein tiefes, anschlußbedürftiges Gemüth, es lag in ihrem ganzen Wesen ein sittlicher Ernst, eine hohe Reinheit, ohne verletzende Härte, daß man sich wohl bei ihr finden mußte, und gerade dieses Wesen vermochte auf den so leicht verstimm- und reizbaren Freund am wohlthuendsten zu wirken. Ein einziger übelangebrachter leichter Scherz hätte ihn vielleicht für immer verscheucht, während diese Ruhe, dieser Seelenadel ihm gerade das Weib von einer Seite zeigte, wie er es bedurfte. Er hatte frühzeitig durch ein leichtsinniges wildes Mädchen eine trübe Erfahrung gemacht und seitdem das ganze Geschlecht geflohen. Hier in dieser gleich milden Wärme konnte sein von Berufsgeschäften abgehetztes Gemüth Ruhe finden, und auch das junge Mädchen fühlte bald wärmer für den Freund. Frauen erziehen und pflegen gern; sobald sie sehen, daß Jemand ihrer bedarf, dann neigen sie sich mit unendlicher Sorgfalt über den Erkrankten und schenken ihm ihre volle, innige Theilnahme. Und solche Verhältnisse allein erquicken ein Frauenherz; wo es Nichts zu bessern und zu heilen giebt, wo Alles im dumpfen, tonlosen Geleise geht, und die Herzen wie zwei kalte Doppelsterne sich um einander drehen, ohne daß ein

Austausch von Licht und Wärme erfolgt und im festen Wechselverkehr sich immer höher und großartiger entfaltet, da begräbt die Frau ihr besseres Selbst und wird zum verdumpften gemüthlosen Alltagsweibe.

Eines Abends fand ich ihn außerordentlich aufgeräumt, er warf eben ein dickes Aktenstück bei Seite und jubelte: „Gefunden! Freund, jetzt ist mein Glück gemacht.“ Er ließ sich auf keine weiteren Erörterungen ein und stürmte mit mir fort zu unserem gewöhnlichen Asyl. Auch dort bemerkte man seine ungewöhnliche Heiterkeit. „Ich habe heut' einen glücklichen Tag gehabt,“ entgegnete er auf die Frage der Alten lebhaft, „denn mir wird es jetzt möglich, meinen Ruf als Advokat zu begründen, was bei einem jungen Juristen immer seine Schwierigkeit hat.“ „Das ist recht schön,“ bemerkte freundlich die Alte, „aber ach, die bösen Prozesse! Auch mir haben sie fast das Herz abgedrückt, das ist nun freilich bei einem Advokaten anders, der Nichts dabei zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hat.“ „Das dürfen Sie nicht glauben,“ bemerte Scharff „ein einziger verlorener Prozeß kann unser Renommée untergraben und ein gewonnener ihn in alle Ferne ausbreiten. Auch mir ist heute eine bedeutende, höchst interessante Sache, die in erster Instanz verloren wurde, übertragen worden. Ich habe eifrigst daran studirt und muß in zweiter Instanz obsiegen, obwohl tüchtige Juristen die Sache als nicht durchdringbar abgelehnt.“ „Und wenn

Sie aber dennoch verlieren?" bemerkte besorgt Hermine. „O nein, ich habe keine Sorge und bereits meinem Machtgeber einen Entwurf der Appellschrift eingeschickt und ihm geschrieben, daß ich mit meiner Ehre für ein glückliches Resultat hafte. Mein Ruf ist damit gegründet, und ich bin ein gemachter Mann!" „Ach mein Gott, Prozesse sind fürchterlich!" seufzte die Alte, „jahrelang schleppt sich die Entscheidung hin, wo jede Stunde der Ungewißheit und des Schwankens martert, ich weiß, wie viele schlaflose Nächte schon mir mein Prozeß gekostet." „Sie haben auch einen Prozeß und mir davon noch nie Etwas gesagt?" frug der Advokat befremdet. „Ich wollte Sie damit nicht incommodiren, auch hatte ich den meinen schon gewonnen, wie ich aber jetzt leider erfahren, will der Gegner appelliren. „Dann müssen wir uns bis auf das Blut vertheidigen," rief sogleich der sich jetzt als Advokat fühlende Freund — „aber erzählen Sie." „Mein Mann war Maurermeister und übernahm bei einem Grafen die Reparatur seines Schlosses. Er mußte alle baaren Auslagen machen und verwandte dazu sein ganzes Vermögen. — Als es zur Bezahlung kam, hatte der zank- und gallsüchtige Graf an der Ausführung hier und da auszusetzen und bot für die ganze Arbeit einen Spottpreis, weil er glaubte, daß mein Mann doch zu arm sei, gegen ihn einen Prozeß zu führen. Mein Mann, erbittert darüber, klagte trotz-

dem. Wir mußten auch wirklich Alles nur Entbehrliche verkaufen, um den hohen Kostenvorschuß zu erschwingen, mein unglücklicher Mann grämte sich, fing an zu siechen und starb, um mir Nichts zu hinterlassen, als diese einzige große Sorge. „Und der Name des Grafen?" frug Scharff gespannt, dem bereits eine schreckliche Ahnung herauf dämmerte. „Graf Hohenburg." Mein Freund erblaßte und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — „Mein Gott, Madame," sagte er bewegt, „dann bin ich Ihr Gegner!" Er hatte in seinem Eifer gar nicht erst nach dem Rubrum der Sache gesehen, bis ihn plötzlich diese Erfahrniß aus all' seinen Himmeln reißen sollte. Wir Alle waren erschrocken, besonders die alte Frau, sie fuhr wie vom Biß einer Schlange getroffen zurück. Die sonst so freundlichen Züge hatten sich verändert, ein gehässiges Mißtrauen prägte sich in ihnen aus, und ihr Blick streifte mit einer eigenthümlichen Mischung von Haß und Furcht den plötzlich aufgetauchten Feind.

Welche düstere Schattenwelt thürmte sich plötzlich vor mir auf. In tiefes Schweigen versunken, saßen wir eine lange Zeit, da brach auf einmal Scharff das Schweigen: „Nein, Sie darf ich nicht in's Elend stürzen, ich schicke auf jeden Fall die Sache zurück." Hermine blickte ihn mit leuchtenden Augen an, mußte ihr doch dieser Entschluß sagen, daß er um ihretwillen seine juristische Ehre opfere. Aber nur einen Augen-

blick dauerte dieses Träumen, dann erwiederte sie ruhig und besonnen: „Das sollen und dürfen Sie nicht! Sie dürfen nicht Ihren Ruf auf's Spiel setzen und den Auftrag ablehnen, ein Anderer führt auf Kosten Ihrer Ehre dennoch die Sache zu Ende, und uns ist damit auch nicht geholfen. Gott wird die Herzen der Richter erleuchten, daß sie das Rechte treffen, und er führt Alles zum Guten." „Nein, meine Theure, das ist ein frommer Wahn, dort gilt es nur juristische Deduktionen und Feinheiten, und das geschriebene Gesetz ist oft ein ganz anderes, als das in den Herzen der Menschen klar und unbefangen steht. Ich kann jetzt nicht als Ihr Feind auftreten, ich habe bei Ihnen die schönsten Tage meines Lebens zugebracht, und das hieße mit Dolchstichen zahlen." „Nein, nein, stoßen Sie das Glück nicht von sich, glauben Sie mir, der Ihnen übertragene Prozeß ist ein Glück, das Sie nicht leichtsinnig verscherzen dürfen. Es ist nun einmal der Gang des Geschickes so — auf den Glückestrümmern des Einen baut sich's der Andere auf. Sorgen Sie nicht, Sie bleiben uns auch als Gegner ein lieber Gast." Nach langem Hin- und Widerreden, indem auch ich mich auf Seite Herminens stellte, erklärte sich Scharff für überwunden. „Gott wird weiter helfen," erklärte getrost Hermine, „wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten." Der Freund schüttelte düster das Haupt, „es muß wohl Jeder seinen eigenen Gott haben," ent-

gegnete er bitter lächelnd, „der meine hilft mir nicht, ich kenne nur ein Schicksalsrad, das schonungslos zermalmend dahin rollt." „Ach, das klingt wie Frevel," bemerkte Hermine. „Wenn Sie so bitter erfahren, wie ich," war die Erwiederung, „dann werden Sie meinen Ausspruch nicht tadeln — ich habe mich nur durch eigene, verzweifelte Anstrengungen hinaufgewunden." „Aber Gott gab Ihnen dazu die Kraft und den Muth, dem Geschick zu trotzen, und er wußte, daß Sie zu diesem Kampfe stark genug wären, aber dennoch fühlen wir überall seine leitende Hand heraus," entgegnete warm und begeistert Hermine. „Auch wenn Sie den Prozeß verlieren?" warf ich ironisch dazwischen, und mir gereute fast das scharfe Wort. „Auch dann noch, Vetter!" sagte ruhig Hermine, „dann will er uns prüfen, und wir müssen uns in seinen Willen finden."

Das Gespräch war auf einem peinlichen Höhepunkte angekommen, wir brachen schnell ab und entfernten uns, ein Jeder die Brust von tausend verschiedenen Empfindungen bewegt. Die Alte hatte ruhig, fast steinern dort gesessen und schien an dem ganzen Gespräch keinen Antheil zu nehmen. Mit der Nachricht, daß sie ihren Gegner vor sich habe, war sie eine Andere geworden, und eine Herbheit, ein fast dämonischer Haß packte ihr Inneres, daß sich Alles nur zu deutlich auf ihrem Antlitz ausdrückte. Stumm und in sich gekehrt

schritt Scharff an meiner Seite hin. Er drückte mir beim Abschied warm die Hand und ging auf sein einsames Zimmer. Ich traf ihn am andern Morgen bleich und verstört, die Folge einer durchwachten, qualvoll durchwachten Nacht. „Ich habe einen Entschluß gefaßt," sagte er bitter lächelnd. „Da lies!" er reichte mir einen eben erst geschriebenen Brief.

„Geehrte Frau! Ich kann nicht an ein freundliches Geschick glauben, das Alles zu einem schönen Ziele hinführt, nur an einen Dämon, der tückisch sich zwischen die Herzen stemmt, die sich traulich zu nähern suchten; auch zwischen uns erblicke ich dies hohnlachende Grinsen eines feindlichen Geschicks. Ich darf als Ihr Gegner Ihr Haus nicht wieder betreten, denn es würde mir nur namenlose Qual verschaffen, ich darf nicht daran denken, daß Ihnen Ihr gutes Recht aus den Händen gewunden wird, denn damit bin ich für immer von Ihrer Schwelle verbannt, und wenn ich unterliege, dann ist meine juristische Ehre vernichtet. Wie auch die Würfel fallen, ich fühle, wir sind für immer geschieden. Jetzt, da sich unsere Wege für immer trennen, kann ich Ihnen wohl sagen: ich habe Ihre Tochter heiß geliebt, mein süßester Erdenwunsch wäre es gewesen, mein düsteres Leben an ihrer Seite licht und freundlich zu gestalten, doch ich bin es schon gewöhnt, daß mir die nächste Stunde zerstört, was ich in der vorhergehenden

lächelnd aufgebaut. Leben Sie wohl und vergessen Sie Ihren unglücklichen Freund."

Ich las und konnte mich der Thränen nicht erwehren; er sank mir mit einem Ausruf des tiefsten Schmerzes an die Brust. „Aber kannst Du die Sache nicht ablehnen? noch ist es ja Zeit." „In der ersten Aufwallung meines Gefühles nur durfte ich daran denken," war die Antwort. „Ich habe ja bereits meinen Entwurf eingeschickt und würde jetzt, wenn ich plötzlich die Sache ablehnen wollte, meinen Ruf völlig untergraben. Dann aber, wenn ein anderer Anwalt meine Arbeit geschickt benutzt, ist der Sieg unzweifelhaft; es hieße die Früchte meines Fleißes einem Andern überlassen, ohne den Armen selbst zu nützen." „Aber wer wird dann so skrupulös sein," entgegnete ich, „Du wirst dort nach wie vor mit derselben Freundlichkeit empfangen, und der unglückliche Prozeß soll von Niemand berührt werden." „Aber ich selbst fühle nur zu gut diese düstere Scheidewand des Geschickes, ich darf nicht mit den Gegnern meines Klienten in Verbindung stehen, das untergräbt das Vertrauen, und darauf allein stützt sich meine Existenz." Eine Thräne glänzte in seinem Auge, er drückte mir die Hand und sagte: „Bringe ihnen mein herzliches Lebewohl, und sobald dieser Prozeß beendigt, verlasse ich die Stadt, denn ich komme noch heute um Versetzung ein."

Hermine erblaßte, als ich ihr die Abschiedszeilen brachte, suchte aber ihrer schmerzlichen Stimmung nach und nach Herr zu werden. Ihre Mutter lächelte bitter und sagte kalt: „Sprechen Sie nicht mehr von dem Menschen, er wird uns unglücklich machen; gut, daß er selbst wegbleibt, ich würde ihm sonst —" „Aber Mutter!" rief vorwurfsvoll Hermine. „Still," unterbrach sie diese, „Du kennst die Welt nicht, ich habe seinen tückischen Augen nie getraut." Hermine schwieg. Ich ahnte, daß ihre Seele ein verzehrender Schmerz durchwühlte, und blickte tröstend zu ihr hinüber. Der Abend verlief in gedrückter Stimmung. Ich bat Herminen, daß sie zur Aufmunterung die Geige nehmen und Etwas spielen möge. Sie that es. Wehmüthige, düstere Mollakkorde entquollen dem Instrumente. Abschiedsgrüße an den geliebten Freund — an das so schnell entflohene Glück. Sie verlor sich in Phantasien und schien uns nicht zu bemerken. Zuerst hauchten die Saiten einen leichten Frühlingstraum von Friede und Glück, aber plötzlich brachen die freundlichen Töne ab, und in wilden schneidenden Dissonanzen stürmten die Töne dahin und schienen mit der sich zu Harmonien ringenden Seele ihr Spiel zu treiben, bis sich auch diese endlich abdämpften, und wehmüthig düstere Mollakkorde dem Instrumente entquollen, wie Abschiedsgrüße. Die Alte saß mit gefalteten Händen da und

war über ihrer Arbeit eingeschlafen. Ich schlich mich, um nicht zu stören, und meiner wehmüthigen Stimmung selbst nicht mehr Herr, leise davon. Unten drückte mich Jemand stürmisch an die Brust. Es war der Freund, der wenigstens den Schatten der Geliebten an der Gardine hatte sehen wollen und den Abschiedsworten Herminens gelauscht. „Ich habe Alles gehört und fühle es jetzt mit dem Dichter: es ist kein Scheiden, wo man sich fest umschließt. Ich weiß es jetzt, daß sie mich liebt, mag es nun enden, wie es will.“

Der verhängnißvolle Audienztermin rückte heran. Ich eilte kurz nach dem Termin zur Wittwe und fand Herminen in Thränen, jene aber in größter Aufregung. Unter der dürftigen Asche ihrer Frömmigkeit sprühte jetzt so viel Haß und Erbitterung, daß ich kaum diese Umwandlung begriff. Es giebt Menschen, die gottergeben, fromm und demüthig sind, so lange ihnen ihr Gott Alles freundlich gewährt und sie als liebe Kinder mit gütigen Händen streichelt; wenn aber das Schicksal die Ruthe über ihnen schwingt, dann werden sie ungehalten und erbittert, und nicht wagend mit dem lieben Gott zu rechten, lassen sie all' ihren Groll an unschuldigen Menschenkindern aus. Vergeblich ermahnte sie Hermine, daß sie ja deshalb nicht untergehen würden, sie wolle nun mit noch verdoppelter Thätigkeit arbeiten. Wie Gott bis hierher geholfen, so werde er es weiter

thun. Sie fuhr in ihrem Strafsermon fort, klagte die ganze Menschheit an, die so schlecht geworden, daß sie einer armen Wittwe nicht zu ihrem Rechte verhelfe, und goß namentlich ihre ganze Zorneslauge über den Advokaten aus. Da trat dieser plötzlich bleich und düster zur Thür herein. Die Alte ging rasch auf ihn zu und sagte kalt: „Mein Herr, nach Ihrem Briefe glaubte ich Sie nie mehr hier zu treffen, kommen Sie, sich an unserem Unglück zu weiden?" „Gewiß nicht," entgegnete warm und herzlich der Freund, und sein feuchtes Auge suchte Herminen. „Ueben sie Gnade für Recht, ich konnte nicht scheiden, ohne Ihre Verzeihung zu erflehen. Ja, wenn Sie wollen, dann kann ich meine ganze Schuld aussühnen. Ich liebe Ihre Tochter wahr und innig, geben Sie mir sie zur Frau, und mein eifrigstes Streben soll es sein, die jetzt geschlagene Wunde zu heilen. Nehmen Sie mich als Sohn an, werden Sie mir Mutter." „Nie — nie soll mein Kind in die Hände eines solchen Mannes fallen, dessen Geschäft es ist, Wittwen und Waisen um das Ihrige zu bringen und das Recht in Unrecht zu verkehren." Jetzt sprang Hermine in höchster Aufregung auf. „Mutter, Mutter," flehte sie, „sei nicht grausam, jetzt kann ich es sagen, ja, ich liebe ihn, mit meiner ganzen Seele, Du wirst — Du kannst uns nicht trennen!" und sie warf sich an des Ueberglücklichen Brust. „Ja,

zieh nur mit ihm, freche Dirne, Du wirst schon sehen, in welche schändliche Hände Du gefallen. Zieh nur mit ihm, Du bist mein Kind nicht mehr und kannst ja Deine arme alte Mutter im Elend umkommen lassen!" Wie ein vernichtender Schlag trafen die harten Worte das gefühlvolle Mädchen, sie entwand sich den Armen des Freundes und blickte erstarrt auf die zürnende Mutter. „Ja," fuhr diese fort, „Du verläßt mich jetzt im Unglück, um, während Deine Mutter am Hungertuche nagt, mit ihm, der unser Glück untergraben, in Freude und Herrlichkeit zu leben. Ach, das habe ich mir an meinem einzigen Kinde erzogen." In Herminen wogten tausend Gefühle schmerzlich auf und ab, ihre Brust hob und senkte sich — und mit dem Blick des zum Tode gehetzten Rehes schaute sie uns an, aber bei den letzten Worten ihrer Mutter, die kalt und steinern wie eine strafende Nemesis dort stand, sank sie zu ihren Füßen, und wie ein Kind das Gesicht in deren Kleider bergend, stammelte sie: „Ich bleibe bei Dir."

Mein Freund schaute wie vernichtet auf die ergreifende Scene und wollte auf Herminen zueilen, wollte beschwichtigen und versöhnen, aber die Alte wehrte ihm ab und rief im schneidendsten Tone: „Zurück! Ihre Rolle ist hier ausgespielt." Fest und ruhig jedoch blickte er dem zur Furie gewordenen Weibe in's Auge und entgegnete: „Verblendete, über Sie komme der

Schmerz dieser Stunde!" dann ergriff er noch einmal Herminens Hand, und aus vollster, innigster Seelentiefe sagte er: „Lebe wohl!" So scharf und schneidend traten auf einmal die Kanten eines so lang verhüllten Charakters hervor. Ohne die Qual des Advokaten in Betracht zu ziehen, hielt sie ihn für den tückischen Zerstörer ihres Glückes, der sich nach ihrer Meinung bei ihr einzuschleichen gewußt, um sie zu übervortheilen. Sie nannte ihn einen Teufel, der gekommen sei, um sich an ihrem Unglück zu weiden, und weder meine Vorstellungen noch die Bitten Herminens vermochten das Mindeste über sie.

Leute, die Prozesse verspielt, suchen die Ursache nicht immer aus den nächstliegenden Thatsachen, sondern schaffen sich mit krankhafter Phantasie ein ganzes Gewebe der größten Lächerlichkeiten, mit denen sie sich dieses Ereigniß zu erklären suchen, und so werden alle diese Leute von einer fixen Idee behaftet, sie stellen sich das Ungereimteste zusammen, hadern noch immer mit dem Schicksal, grübeln über die unbedeutendste Kleinigkeit nach, wenn der Prozeß längst entschieden. Auch die Mutter Herminens glaubte fest an die Feindschaft des Advokaten, der von vornherein ihr Glück zu untergraben gesucht, und wälzte all' ihren Haß und ihre Erbitterung auf den armen Unschuldigen.

Einige Tage darauf reiste Scharff schon nach seinem

neuen Bestimmungsorte, der Residenz, ab. Er war wieder der düstere, mißtrauische Mensch wie ehemals, und beim Abschiede frug er bitter lächelnd: „Glaubst Du jetzt an ein Schicksalsrad, das erbarmungslos zermalmt?" und fuhr dann bewegt fort: „Es giebt Menschen, und dazu gehöre auch ich, denen hier kein Glück blüht, denen jede Freude vergällt, jede Hoffnung zertreten wird, und wo sie den Schritt hinwenden, da folgt ihnen die grinsende Larve des Schmerzes nach, und wenn sie endlich ein Glück ergreifen, liegt es schon in Scherben, und wenn wir selbst dies endlich bitter schmerzlich fühlen, dann glauben wir mit Anderen, auch das Unglück sei ein strafend Kainszeichen, wir suchen dahinter eine verbrecherische Brust." „Nein," entgegnete ich tröstend, „die Sonne des Glückes leuchtet jedem Herzen, wenn wir die Brust ihr nicht verschließen, und kein Herz wird ganz umnachtet, wenn es liebend den Himmel sucht." „Wohl Deinem Auge, das die Sonne findet," entgegnete er herzlich, schüttelte mir die Hand und stieg in den Wagen, um sich dort schweigend in eine Ecke zu drücken. Er liebte es nicht, immer wieder Lebewohl zu sagen und den Schmerz des Scheidens zehnmal durchzukosten. Noch einmal dem Freunde in's Auge geschaut und dann fest entschlossen den Blick gewandt. — Mit jedem nochmaligen Zurückschauen drücken wir nur das Messer des Scheidens tiefer in die Brust.

Düstere, schmerzensreiche Tage kamen jetzt für Herminen. Sie mußte emsiger als je arbeiten, denn mit dem Verluste ihres Prozesses waren sie auf ihre Hände allein angewiesen. Ich besuchte die Schwergeprüften oft, und dies war Herminens einziger Trost; war ich doch sein Freund gewesen und konnte ich doch in unbewachten Augenblicken von ihm erzählen, und da war es immer, als erhielten ihre Augen einen neuen Glanz. In ihrer Seele schien eine schreckliche Veränderung vorzugehen; still, bleich und in sich gekehrt glitt sie geräuschlos durch das Leben, nur in unermüdlicher Arbeit schien sie noch einen Trost zu finden. Vergebens suchte ihre Mutter sie aufzuheitern, ihr eine neue Zukunft zu verkünden; mit dem Verluste des Heißgeliebten waren alle Blüthen am Lebensbaum tückisch abgestreift, und ob ein sanfter Zephyr ihn umkoste oder ein Sturm die Wurzeln erschütterte, sie fühlte, sie achtete es nicht, auf ihrem ganzen Wesen lag nur ein einziger, dichter Nebelschleier tiefen Schmerzes. Jetzt, da die Noth in schneidender Schärfe vor die Alte trat, und ihr das Schicksal so harte Prüfungen auflegte und ihr jede Bequemlichkeit des Daseins raubte, schien sie doch in sich zu gehen und zu bereuen, daß sie den Antrag des Advokaten so schnöde von der Hand gewiesen und damit ihrer Tochter alle Freuden und alles Glück der Welt genommen; ängstlich suchte sie nun nach einem Ausweg, sie für das zertretene

Glück nach ihrer Weise zu entschädigen. Und dieser fand sich denn auch nur zu bald. Ein ziemlich bemittelter Kaufmann hatte seine Augen auf Herminen geworfen Ihr Fleiß, ihr stilles anspruchsloses Wesen dünkte ihm für sein Geschäft ganz geeignet, und bald hatte er auch nicht undeutlich seine Absicht Herminens Mutter zu erkennen gegeben, die dies wie einen Rettungsanker ergriff und nun, zum vermeintlichen Wohl der Tochter, ihre Netze spann. Es war ein Mann in den Dreißigen, groß und schwerfällig, mit einer langen, spitzen „Schnüffelnase" und etwas albern verschmitzten Augen, ein echter Geschäftsmensch. Sein Geschäft hatte ihm nicht eher Zeit gegönnt, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen; jetzt hatte er sich ein kleines Vermögen erübrigt, und nun gönnte er sich so viel Ruhe, auf Freiersfüßen herumzulaufen. Die Alte fand nicht Rühmens genug an dem Laden des Nachbars, was dieser für ein guter Mensch sei, und wie er eine recht hübsche Frau verdiene. Hermine achtete anfangs nicht auf dieses Geschwätz, auf ihrer Seele ruhte ein Schmerz, der alle mit der Außenwelt verknüpfende Fäden zerrissen, und als sie endlich doch darauf aufmerksam wurde, hatte sie nicht einmal ein mitleidiges Lächeln dafür, ruhig, harmlos hörte sie zu. Den Werbungen ihrer Mutter setzte sie Nichts entgegen, weder Spott noch Trotz, und doch war dieser schattenhafte Widerstand so undurch=

dringlich, das anfangs alle Bemühungen, wie Schwertstreiche in die Luft, nicht den geringsten Erfolg erreichten.

Die Alte zweifelte schon an dem Gelingen ihrer Mission, da griff ihr ein unglückliches Ereigniß fördernd in's Werk. Ein Gerichtsbote war eines Tages gekommen und hatte Kosten aus dem verlorenen Prozesse einziehen wollen, und da er kein Geld gefunden, das sämmtliche Mobiliar zur Abpfändung aufgeschrieben. Die Alte jammerte, völlig außer Fassung gebracht, und der neue Freund versprach bereitwilligst Hilfe, wenn er die Hand der Tochter erhalte. Diese Schande, die Ueberreste ihres Hausstandes öffentlich verkauft zu sehen, konnte die Alte nicht ertragen. Hermine mußte jetzt einwilligen, dann war Alles gut, sie noch dazu versorgt und reichlich entschädigt. In Herminen zuckte es noch einmal lebendig auf, und sie sagte ein entschiedenes: Nein; aber als der Tag heranrückte, an dem der Gerichtsbote die Sachen abholen wollte, und ihr die Alte das Herzbrechende ihrer Lage wiederholt in brennenden Farben geschildert, wie sie den heutigen Tag nicht überleben würde, da neigte schweigend einwilligend Hermine das Haupt, um von ihrer Mutter gehätschelt und als liebes, einziges Kind umarmt zu werden. „Sieh, ich will Dich ja nur glücklich wissen," meinte die Alte, „und Du wirst es werden, verlaß Dich darauf."

Arme — arme Hermine! Wessen Lebensschiff alle

Masten verloren, der läßt sich willenlos treiben, wohin es immer sei, und wenn es am nächsten Felsenriff zerschellte. Ich schrieb in dieser verzweifelten Lage an meinen Freund, er möge kommen und noch einmal Alles daran setzen, Herminen zu retten, aber keine Antwort kam zurück, selbst mein zweiter Brief blieb erfolglos, auch er also konnte vergessen! Der Kaufmann beeilte sich, die Sache vollends in's Reine zu bringen, und bald war der Hochzeitstag angesetzt und genaht.

Das Bild von einer gebrochenen Lilie ist vielleicht verbraucht und doch, wie ich sie in ihrem weißen, schmucklosen Kleide sah, mit erloschenem Auge und bleicher Wange, lag es mir so nahe. Es war, als ob sie, halb unbewußt und willenlos, sich von stärkern Händen leiten ließe. Ich mußte als Verwandter diesem traurigen Festgange beiwohnen. Die ganze Kirche war gedrängt voll Leute, manches Auge ruhte mitleidig auf dem armen Opfer. Die Ceremonie war beendigt. Der Priester hatte mit lauter Stimme das verhängnißvolle „Ja" abgefordert und Hermine dies mechanisch nachgeflüstert. Der Zug bewegte sich aus der Kirche. Da auf einmal in der Vorhalle stürzte in wilder Hast ein Mensch auf die Braut zu und sank vor ihr auf's Knie. Es war der unglückliche Freund. Welch ein Anblick! das lange, schwarze Haar hing verworren um seine Schultern, seine Schläfe pochten in wilder Aufregung, in seinem Auge

zitterte bis auf's Höchste getriebene Angst und Verzweiflung, und mit fieberhafter Hast keuchte er: „Ich komme, ich komme. Bist Du mir verloren? Hermine, nein, nein! Du schwurst Niemand Treue, nicht wahr? Du gedachtest des fernen Geliebten und bliebst sein?" und er streckte flehend seine Hände nach ihr aus. Hermine fuhr erschreckt und wie vom Blitz getroffen zusammen. Ihr war's, als wenn der Boden unter ihren Füßen versänke, als ob ein düsteres Schicksal satanisch den Geliebten zuführe, wo sie ihn für immer verloren.

Das Geschick riß den Vorhang von der sonst so dicht verhüllten Lebensbühne, und Zeit und Raum sprangen wie Marionetten bunt durcheinander, der Augenblick der Trennung und der heutige war Eins, und weder Zeit noch Ort achtend, neigte sie sich auf ihn hinab und drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen. Er blickte auf das über ihn gebeugte Antlitz, es zauberte einen ganzen Himmel in seine Brust, und mit freudestrahlendem Antlitz und erhobener Stimme rief er: „So gingst Du doch aus jedem prüfenden Feuer als Diamant hervor, Du sagtest „nein," trotz des Drängens einer ganzen Welt, Du bist eine große Seele. O, nun ist Alles gut, ich werde Dich reich, ich werde Dich glücklich machen und Dir Deine Treue belohnen!" „Nein — nein, wir sind für ewig geschieden!" hauchte Hermine; „hasse, verachte mich — ich bin das Weib eines Andern, du kamst

zu spät!" Er sank bei diesen Worten wie vernichtet zusammen, es war, als ob sein Herz von dämonischen Mächten gepackt aus seiner Brust herausgerissen würde, wie ein vernichtender Blitzstrahl zuckte es in seinem Auge, seiner zermalmten Brust entrang sich nur noch klagend das einzige Wort „zu spät," dann brach er in ein schneidendes, schallendes Gelächter aus, und die Nacht des Wahnsinns breitete ihren düsteren Fittig über seinen Geist.

Sein Seelenleben blieb umflort, er mußte in eine Irrenanstalt abgeliefert werden. Aus seinem Tagebuche und sonstigen Notizen entnahm ich etwa Folgendes: Er hatte in der Residenz düster und einsam nur seiner Praxis gelebt, den Schmerz um die süße, verlorene Vergangenheit tief in seine Brust schließend. Die Welt der Ideale war hinter ihm in Trümmer gesunken, sein schönster Blüthentraum zerstört, und mit bitterem Hohnlächeln warf er sich in das regste Geschäftsleben, um zu vergessen und sich selbst und seinen Schmerz zu tödten. Bald war er einer der renommirtesten Advokaten der Residenz. Er war reich und angesehen, aber das düstere Lächeln spielte noch immer um seine Lippen, zwischen den Augenbrauen drängte sich des Schmerzes und der Sorge Linie nur noch tiefer und dichter um die bleiche Stirn. Auch über sein räthselhaftes Schweigen fand ich in folgender Stelle Aufschluß. „Der Freund hat geschrieben — armer Träumer — an Todte schreibt man nicht, und ich bin todt, jede Faser meines Herzens ist gestorben,

oder wäre ich noch derselbe, dem einst das Glück lächelte, der mit trunkenem Auge in die Sonne sah? Nein, nein. Ich habe mir mit meinem Herzblut Vergessenheit errungen, Du darfst sie mir nicht rauben, ich muß Deinen Brief vernichten, noch eh' ich ihn gelesen."

Aber aus dieser mühsam erzaungenen Ruhe riß ihn plötzlich ein Ereigniß, welches das Wrack seines Lebens hoch empor in das Reich neuer Hoffnungen schnellte. Er erhielt die Nachricht, daß sein Client, der prozeßlustige Graf, gestorben, und daß sein Sohn, von so manchen Handlungen seines Vaters unangenehm berührt, dort ausgleichen wollte, wo Pflicht und Ehre es erforderten. Er reiste augenblicklich hin. Der wahrhaft edlen Seele des jungen Grafen genügten wenige Andeutungen, um ihn zu überzeugen, das auch im Prozesse mit der Wittwe ein moralisches Unrecht liege. Er bat Scharff um seine Vermittelung und offerirte eine solch' anständige Summe zur Ausgleichung, daß dieser beglückt abreiste, um sofort die Freudenpost zu verkünden. In dieser Nachricht lag ja auch Versöhnung, er wollte noch einmal mit beredten, begeisterten Worten sein Glück in die Hände der Mutter legen, sie konnte es ihm jetzt, wo er das ihre bauen geholfen, nicht versagen. Er gönnte sich nirgends Rast, und wie ein Träumender langte er an seinem Ziele an. Wie war der Sargdeckel seiner Liebe plötzlich gehoben, und eine reiche Blüthenwelt knospete ihm berauschend entgegen, doch nur auf einen einzigen, beseligenden

Moment, und er schlug nur noch heftiger zu, um ihn selbst in der Nacht der Verzweiflung zu begraben.

Der Zufall wollte es, daß er gerade an dem Tage eintraf, der ihm die Geliebte für immer entreißen sollte, und bei dieser Nachricht seiner Sinne kaum mächtig, stürzte er in die Kirche. Das plötzliche Zertrümmern all' seiner Träume vermochte sein ohnehin verdüstertes Gemüth nicht zu ertragen, ein einziger, ihm fürchterlich durch die Seele zuckender Blitz, und seine Vernuft war gebrochen, vernichtet, die Flammen des Irrsinns umgaukelten sein Haupt. Ironie des Schicksals, das tückisch dann uns des Glückes Zauberhorn hinzuwerfen, uns mit seinen reichsten Gaben zu überschütten sucht, wenn die Brust, hohl und leer, mit dumpfer Gleichgiltigkeit es nicht mehr zu fassen vermag. Das von dem Freunde errungene Gut fiel diesem Alltagsmenschen, dem jungen Ehemann in den Schooß, und als das Geld ausgepackt worden, war er wie aus den Wolken gefallen, daß er ein so gutes Geschäft gemacht, und das arme Mädchen sich so plötzlich in eine reiche Dame verwandelt. Er hatte nicht Sorge um die Schmerzen und die bleichen Wangen seiner jungen Frau, er zürnte nicht über ihre Trauer und ließ sie gewähren, denn das Zählen und Unterbringen des Geldes nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Und die Alte? Sie war jetzt reich, sie hatte ihren Mammon wieder, aber an ihrem Herzen nagte doch der

Grames-Gedanke, daß sie mit ihrem Starrsinn ihr Kind unglücklich gemacht, denn sie trug dennoch bei aller Härte eine unendliche Liebe für Herminen in der Brust und suchte mit der zartesten Sorgfalt Alles hervor, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Vergebens, was in der Seele dieser Unglücklichen vorging, konnte Niemand ahnen, auf ihrem Antlitz lag eine Marmorkälte, um ihre Lippen spielte ein bitterer Hohn, sie hatte die Tiefen des Schmerzes durchgekostet und schreckte vor dem Drohendsten nicht mehr zurück. In ihrem Auge aber lag ein unergründlich bodenloses Weh. Sie fühlte jetzt die nagende Qual, daß sie sich willenlos dem Geschick überliefert, und daß dadurch der Geliebte ihrer Seele gerade da scheitern mußte, wo er sich am ersehnten Ziele glaubte.

Vergebens suchte ich ihren Geist aufzurichten, sie zu trösten, ihr neuen Lebensmuth einzuflößen, sie blickte mich mit glanzlosen starren Augen an und erwiederte mit mattem Lächeln: „Ich habe keine Hoffnung — keine, nicht einmal die auf den Tod, das Räderwerk aus meiner Lebensuhr ist herausgenommen, und kein Gedanke, nur eine tonlose Leere ist darin, selbst zum Sterben wollen fehlt mir die Kraft.“ Der einzige, bittere Trost war ihr, die dunkeln Fäden zu verfolgen, an denen sich ihr finsteres Geschick abgewickelt. Der Mutter Starrsinn — ihre Schwäche, des Freundes Vergessenwollen, das Alles hatte in tückischer Laune die Dissonanzen gerade

da am grellsten hervorgerufen, wo sie sich zu Harmonien zu ringen versucht. Seelenschmerzen tödten nicht, sie wühlen sich nur geräuschlos ein dumpfes Grab. In immer stärkeren Wellen umspielten des Todes Elemente ihre zertretene Brust, bis sie sie still hinabgezogen in ihr dunkles feuchtes Reich.

Kaum ein Jahr nach dem unglücklichen Trauungstage, und sie lag, des Erdenkampfes müde, auf der Bahre. Die Mutter rang verzweifelt die Hände, sie war mitten in ihrem Reichthum ärmer als je, denn man sargte es ein, ihr theures, durch ihre Schuld um alles Erdenglück betrogenes Kind. Sie lag so still, so selig verklärt dort, als hätte sie Frieden jetzt gefunden, nur um ihre bleichen Lippen spielte Etwas, als sagten sie: „Der Theure hat Recht, — das Schicksal gönnt uns kein Glück!" Ich besuchte den unglücklichen Freund, um ihn vielleicht durch die Nachricht von Herminens Tode wach zu rütteln. „Aha!" meinte er mit trübsinnig schlauem Lächeln, „auch Dein Geschoß trifft nicht mehr. Ich habe mich als Mann der Themis mit dreifachem Erz umgürtet, die Kugeln des Schicksals sind nur Seifenblasen, sie zerplatzen alle an meinem Panzer; die Welt wäre glücklich, verrieth ich ihr mein Mittel, aber nein, tödtet sie Alle, ich allein will leben!" und er hüllte sich mit Lachen in seine Decke; ich mußte scheiden — die Thür schlug hinter mir zu — ich war allein!

Zwei Finger.

1.

Eines Tages durchlief die kleine Stadt ein Gerücht, das allen Einwohnern Furcht und Schrecken einflößte.

Kaum eine halbe Meile von der Stadt war in einem kleinen Gehölz ein Doppelmord begangen.

Zwei dort fahrende polnische Viehhändler waren erschossen und all' ihres Geldes beraubt worden.

Ein Ereigniß, groß genug, der Welt auf Wochen Unterhaltungsstoff zu bieten. Aber auch die Gerichte waren nicht müßig. Einem jungen Assessor wurde schleunigst die Aufnahme des Thatbestandes und Führung der Untersuchung übertragen. In bessere Hände konnte die Ermittelung des Mörders nicht gelegt werden, darüber war die Stadt einig. Herr von Pförtner war allgemein als ein rastloser, scharfblickender Justizbeamter bekannt, und wenn irgend Einer, so war er es, der hier den düstern Schleier einer entsetzlichen That zu lüften vermochte.

Assessor von Pförtner war ein hoher, stattlicher Mann. Seine dunkeln Inquirentenaugen funkelten so scharf und stechend, daß sie schon manchen Verbrecher verwirrt und zum Geständniß gebracht hatten.

Kaum war die Directorialverfügung eingetroffen, als sich Herr von Pförtner mit einem Protokollführer in den Wagen warf und an den Ort des Verbrechens eilte. Der Bote, der die Anzeige gebracht, wurde als Führer mit aufgenommen. Seine Aufregung mit scheinbarer Ruhe beherrschend, fuhr der Richter an seinen Bestimmungsort.

Bald war der Wald erreicht, die Sonne neigte sich dem Untergange zu und funkelte nur noch in einzelnen verlorenen Strahlen durch die dunkeln Bäume. Fünf Minuten später waren die Männer der Themis am Orte der That, wo man Nichts zu verändern gewagt hatte. Der Wagen stand noch mitten auf der durch den Wald gehenden Straße, und nur die beiden kleinen polnischen Pferde waren ausgespannt und weideten, an einen Baum gehalftert, das magere Waldgras ab — —

Der Assessor stieg mit seiner Begleitung aus. Die zahlreich herbeigeströmten Bauern machten ehrfurchtsvoll Platz und murmelten: „Das Gericht!“ Auch eine höhere Persönlichkeit befand sich schon unter ihnen, der aus der Stadt herbeigeeilte Doktor Schmidt. Ein kleiner, rühriger Mann, voll trockenen Humors, in der

ganzen Stadt sowohl seines vortrefflichen Herzens als seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen allgemein beliebt. Als Arzt wußte er durch seine gute Laune den auf manchen Krankenbetten sitzenden Hypochonder oft besser zu heilen als durch Medikamente.

„Sind Sie schon da?" rief der Doktor, seinen Freund, den Assessor, bewillkommnend. „Nicht wahr, das lohnt sich denn doch einmal der Mühe?"

„Guten Abend, Doktor!" entgegnete der Assessor ruhig, wenn auch hastig, blickte rundum und fuhr fort: „Aber ich sehe ja nur einen Ermordeten auf dem Wagen? Wo ist der Andere?"

„Da liegt er im Dickicht!" entgegnete der Arzt und zeigte auf eine Gruppe, die, wie er sah, einen ihm bekannten Chirurgengehülfen umstand, der auf dem Grase kniete und mit einem auf der Erde Liegenden beschäftigt schien.

„Der lebt wohl noch?" sprach der Assessor freudig — freilich, nur der Ermittelung des Mörders wegen —

„Die Lunge ist durchschossen!" sagte der Arzt. „Wir wollen sehen — "

Damit wandte er sich zu der kleineren Gruppe zurück. . .

Die Menge drängte sich dort zu dem Wagen, der, ganz mit Blut überströmt, einen schrecklichen Anblick gewährte.

„Merkwürdig gut geschossen! Mitten in's Herz!" sprach der Assessor für sich, stieg auf den Wagentritt, schlug das Hemd des Ermordeten zurück und besah sich die Wunde. Der Unglückliche lag noch in derselben Stellung, wie ihn die Kugel getroffen. Der linke Arm ruhte auf seinem Beine, der rechte nachlässig auf der hintern Wagenflechte. Er mußte sich eben etwas rechts, vielleicht gemüthlich plaudernd, zu seinem Reisegefährten gewandt haben, als ihm das Mordgeschoß die Brust zerrissen. Die Kugel hatte ihn so rasch und plötzlich weggerafft, daß nicht ein Schmerzenshauch über seinem Antlitz lag; vielmehr gewahrte man, daß er in der letzten Sekunde seines Lebens noch gelacht haben mußte. Der Mund war halb geöffnet und zeigte noch die blendend weißen Zähne. Es war ein erschütternder Anblick, dies vom Tode überraschte Lachen, das von Gesundheit und Leben zeugte, wie die breite, gewölbte Brust, aus deren linker Seite noch einige dunkle, dicke Blutstropfen hervorquollen — —

Der Assessor blickte düster auf den in seiner ganzen Kraft und Fülle gemordeten Mann, und der Wunsch entbrannte heftiger in ihm, den Mörder um jeden Preis zu entdecken. Er fing an, so weit die hereinbrechende Dämmerung es gestattete, sich in dem Schauplatz der That zu orientiren, und rief Allen zu, ihm

jeden verdächtigen Gegenstand, den sie etwa auf dem Boden fänden, sofort mitzutheilen. . .

Der Doktor hatte sich schon wieder zu Herrn von Pförtner gesellt und sagte:

„Dem Gange der Kugel nach muß der Mörder hinter jenem Baume gestanden haben!"

Er zeigte dabei auf eine Kiefer, die nur zwanzig Schritt vom Wagen entfernt stand und mit ihren bis zur Erde neigenden Aesten ein vortreffliches Versteck abgegeben hatte.

Der Assessor nickte, machte sich Notizen, um danach das Protokoll fertigen zu können, und erkundigte sich nach dem Scholzen, um diesem noch die nöthigen Anweisungen in Betreff der Hinwegschaffung des Wagens und seines stillen Inhabers zu geben.

„Hier!" rief eine militärisch geschulte Stimme. Ein junger Mann trat mit soldatischem Anstand aus der Menge hervor und stellte sich in steifer, gerader Haltung wie auf der Wachtparade vor den Assessor.

„Das ist die neueste Schule!" flüsterte der Doktor.

Der junge Kriminalrichter theilte dem Scholzen einige Anordnungen mit, die Jener mit kurzem „Zu Befehl!" in Empfang nahm und auszuführen versprach.

Jetzt trat der Assessor zu dem zweiten Opfer, das bleich und regungslos am Boden lag auf dem Mantel

des Doktors, den dieser augenblicklich hergegeben. Die Bäume rauschten im Abendwinde, hier und da knisterten die Zweige vom Sprunge eines sein Lager suchenden Eichhörnchens, und ein Schwarm Krähen rauschte geisterhaft durch den dunkeln Wald, als witterten sie Beute. Die untergehende Sonne schickte ihren letzten Scheidegruß durch den Wald, ihre verglimmenden Strahlen zitterten unheimlich auf dem bleichen, regungslosen Antlitz des Gemordeten.

„Er ist todt!“ sagte leise und tief erschüttert der Assessor. . .

„Noch ist Athem in ihm — “

„Sie bringen ihn vielleicht in's Leben zurück!“

„Das sagen Sie, der Sie sonst Nichts von unserer Kunst halten?“

„So haben Sie Gelegenheit, mich für Ihre geheimnißvolle Kunst zur Achtung zu zwingen.“

„Ihre Kunst aber werd' ich ehren, wenn Sie den Mörder auch ohne den Armen da herausbringen — Viel geb' ich auf meine Hoffnung nicht — !“

Während dieses Wechselgespräches blickte der Assessor immer rundum, fixirte die Leute, blickte auf den Erdboden, scharrte jedes Steinchen fort, jeden blitzenden Gegenstand, verließ die Mordstätte ganz, ging auf der Landstraße zurück und blickte in den Wald hinaus, so weit als ihm möglich — —

Da blieb sein scharfes Auge auf einem Menschen haften, der jenseit der Straße unter einem Baum gekauert saß und, den Kopf in die Hände gestützt, seine Umgebung nicht zu beachten schien — —

Der Assessor schritt näher —

Die buntgestreifte Zeugjacke des fernab Sitzenden, dessen hohe Wasserstiefeln über die grauen Beinkleider hinweggezogen waren, bekundete den Fremden. Gewiß mußte er zu dem Ermordeten in irgend einer Beziehung stehen.

Diese Vermuthung des Assessors theilte auch Doktor Schmidt.

Der Letztere blieb einen Augenblick stehen und sagte, auf den Fremden weisend: „Wer ist der Mensch?"

„Es ist der Treiber des Ermordeten!" hieß es. — „Er hat sich dort hingekauert und weint um den Verlust seines guten Herrn!" sagten Andere. —

Der Assessor ging über die Straße und blieb nach wenigen Schritten vor dem Burschen stehen, der wie in Schmerz versunken die Annäherung der Fremden nicht zu beobachten schien. Man hörte nur noch sein leises Schluchzen und sah, wie einzelne Thränentropfen durch seine Finger quollen — —

„Wie heißt Du, mein Sohn?" redete ihn der Assessor rasch, aber freundlich an.

Der Bursche blickte erschrocken auf, ließ die Hände

vom Gesicht gleiten, und bei dem Anblick der vornehmen Männer erhob er sich mit polnischer Unterwürfigkeit und Höflichkeit.

Es war ein junger, hübscher Mann von kaum 17 Jahren, mit einem offenen, treuherzigen Gesicht. In den zwar vom Weinen halb verschleierten, gerötheten Augen lag dennoch eine unverkennbare Gutmüthigkeit; nur die langen schwarzen Haare gaben dem fast deutschen, blassen Gesicht einen etwas wilden, sarmatischen Ausdruck. Denn daß der junge Mensch von polnischer Abkunft war, bekundete sogleich die eigenthümliche, weiche Aussprache seines Deutsch, das er besser zu verstehen als zu sprechen schien.

„Stanislaus Jablonsky!“ war die Antwort. —

„Warum weinst Du noch immer?“ fragte der Assessor. —

„O beide, meine Herren geschossen — todt!“

Stanislaus wischte sich mit der Hand die wieder hervorstürzenden Thränen hinweg. —

„Und wie kamst Du hierher?“

„Pannie vorausgefahren; wie ich in Wald komm’, hör’ ich Schuß — eins, zwei, lauf’, was ich kann — Pannie todt, Kerl springt fort vom Wagen — “

Seine unvollkommene Erzählung ergänzte er durch eine so treffliche Mimik, daß die ganze Scene den Zuhörern gegenständlich wurde. Das Aufhorchen nach

dem Schuß, den fürchterlichen Schreck beim Anblick der Todten, das rasche Entfliehen des Mörders, Alles das wußte er mit dramatischer Lebhaftigkeit wiederzugeben. —

„Und kannst Du den Raubmörder beschreiben? Wie sah er aus?"

Der junge Bursche zögerte einen Moment, dann sagte er hastig: „Nein, gnädiger Herr! Wie ein Blitz fort und ich zu weit — "

„Nun, Du mußt doch die Farbe seines Rockes gesehen haben, und ob der Kerl klein oder groß, dünn oder dick war?" forschte der Assessor weiter und den jungen Burschen schärfer fixirend. —

Der Bursche schwieg wieder einen Augenblick, als müsse er sich erst besinnen; dann entgegnete er: „Klein?! Ich glaube nicht! Groß und dünn und grünen Rock — "

„Näher kannst Du ihn nicht beschreiben?"

„Nein, gnädiger Herr!" war die eifrige Antwort.

Eben wollte sich der Assessor zurückziehen und sich auch hier, auf dieser schon vom Schauplatz des Mordes entlegenern Stelle orientiren, als ihm ein Gegenstand in's Auge fiel, der nicht weit von der Stelle lag, wo Stanislaus Jablonsky gesessen hatte.

„Was ist denn das?" rief er überrascht und blickte in's Gebüsch. „Da haben wir ja das Mordwerkzeug! Nun ist's gut!"

Damit sprang er einige Schritte vorwärts und griff hastig nach einem auf dem Boden liegenden Gewehr. „Eine Doppelflinte!" fuhr er triumphirend fort und schwenkte sie in der Luft... „Was war dieser Schurke übereilt und unvorsichtig! Läßt sein Gewehr zurück! Nun haben wir den Kerl!"

„Triumphiren Sie nicht zu früh!" entgegnete trocken der Angeredete. „Ich wußte schon von der Doppelflinte! Sie gehört den Ermordeten selbst. Sie ist ihnen von dem ehrlichen Burschen da nachgetragen worden..."

„Von Dem? Nachgetragen? Hm! Du hast die Flinte gehabt?" wandte sich der Assessor zu dem Burschen, und schon ruhten auf ihm seine Augen durchbohrend. — —

„Pannie haben sie vergessen, im Wirthshaus! Mußt' ich sie nachtragen!" entgegnete dieser unbefangen und wieder mit seiner früheren, kindlichen Harmlosigkeit.

Aber im Assessor war ein Gedanke des Verdachts rege geworden, der sich von dieser Maske nicht mehr irre führen ließ. Er heftete seine sprechenden Augen auf den Doktor, als wollte er dessen Zustimmung erhalten, daß er auf richtiger Fährte wäre.

Dieser verstand zwar seinen Blick, sagte aber entschieden abwehrend: „Nein, nein! Das ist hier noch ein Kind!"

Der Assessor lächelte und fuhr mit seinen hellen Glacéehandschuhen an dem Schloß der Doppelflinte herum, um frische Spuren des Pulvers zu entdecken. Sein Handschuh blieb hell und unbefleckt. Die Flinte war nicht mehr neu und schon ziemlich verrostet. Ein Schuß hätte Spuren zurücklassen müssen. Sein Handschuh zeigte auch da nicht die mindeste Schwärze, als er die Finger prüfend in beide Läufe gesteckt.

„Sehen Sie wohl!" bemerkte der Doktor leise und für sich lachend über den jähen Eifer des Assessors —

„Trotzdem dürfen wir den jungen Menschen nicht aus den Augen lassen!" entgegnete Herr von Pförtner, während der Bursche ruhigen Auges auf das Treiben des fremden Gerichtsbeamten blickte und dabei nicht die mindeste Unruhe verrieth —

„Komm' einmal mit!" sagte er zu dem Burschen. —

„Wohin?"

„Zu dem Baume, von dem aus der Mörder geschossen hat!"

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr." —

„Schon gut, wir werden Dir's zeigen." —

Der ganze Trupp setzte sich in Bewegung. Der Doktor hatte Recht; nur von diesem Baume aus konnte der Schuß gefallen sein. Man sah noch, wie hinter demselben das weiche Moos von starken Fußtritten niedergetreten worden, nur hatten sich leider scharfe

Spuren eines Stiefels nicht abgedrückt. Der Mörder hatte sich's sogar bequem gemacht und einen Ast ausgebogen, um auflegen zu können und freieres Schießen zu haben. Der Ast lag am Boden und war mit einem einzigen glatten Schnitt vom Baume getrennt worden.

„Das Messer muß scharf gewesen sein!" bemerkte der Assessor.

„Ein Waidmesser, so glatt und kunstgerecht ist der Schnitt," ergänzte der Doktor.

Des Assessors Augen forschten auf dem ganzen Platze, irgend noch andere Spuren zu finden, die zur Entdeckung des Mörders führen könnten. Vergebens. — — Der Doktor wurde ungeduldig und bemerkte: „Ich muß zu meinem Todten hinüber! Die Bahre ist in Ordnung, wie ich sehe — "

Eben wollte er sich entfernen, da trat sein Fuß auf Etwas, das unter ihm knackte.

„Was war das?" rief der Assessor und bückte sich augenblicklich.

Er hob eine runde Dose auf mit halb zertretenem Deckel, auf dem das Bild eines alten Schnupfers angebracht war mit der Unterschrift: „Prosit!"

„Diesmal, Doktor, wird mir die Aufgabe leicht! Prosit! Prosit!"

Damit hielt er die Dose in die Höhe. Der junge Bursche stand in einiger Entfernung hinter ihm. — —

Plötzlich entdeckt der Pole den Gegenstand, den der Assessor in der Hand hält, erbleicht, ein Zittern geht durch seinen ganzen Körper, so daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermag. —

In dem Augenblick wendet sich der Assessor und sieht in das bleiche, angsterfüllte Gesicht des Burschen. Bei diesem Anblick erwacht sein Verdacht, und mit scharfem, inquisitorischem Tone fragt er: „Kennst Du die Dose?"

„Nein — gnädiger — Herr!" entgegnete der junge Mensch mit bebenden Lippen — —

„Ist es nicht Deine Dose?"

Ein stechender Blick begleitete diese rasche Frage. —

„Nein, gnädiger Herr!" wiederholte der Bursche und legte diesmal, wie zu größerer Betheuerung, die Hand auf die Brust und zeigte auf seine Nase — künstlich lächelnd — „Ich schnupfe nicht. — — "

Dem Assessor kam dies Benehmen immer sonderbarer vor. „Ich sehe schon," sagte er, „wir werden Dich um Manches fragen müssen! Du magst daher nur immer mit in meinen Wagen steigen!"

Damit machte er eine gebieterische Handbewegung. — —

Der junge Bursche besaß trotz seiner gedrückten Stimmung eine scharfe Beobachtungsgabe. Er ahnte,

welch' schwerer Verdacht gegen ihn selbst in dem Herzen des Assessors aufgestiegen, und ein kalter Schauer durchrieselte seine Brust. — —

„O Gott, gnädiger Herr, Sie glauben wohl gar —?" sagte er geängstigt und rang die Hände.

„Nichts glaube ich!" entgegnete der Assessor kurz. „Steige nur ein!"

Wie gebrochen bestieg der Arme den Wagen.

Der Assessor wollte ihm folgen, doch der Doktor hielt ihn zurück mit der leisen Anrede: „Ein Wort noch! Quälen Sie den armen Jungen nicht!"

Der Assessor zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, stieg in den Wagen und fuhr von dannen. —

„Armer Junge!" rief der Doktor für sich den Abfahrenden nach. „Sie werden an Dir so lange heruminquiriren, bis sie Dich wirklich zum Mörder gemacht haben!"

Kopfschüttelnd ging er zu den Opfern zurück. Der Todte wurde gefahren, der Sterbende getragen.

Unterwegs wurde von dem Assessor die Landstraße scharf beobachtet. Anfangs ging es noch ein Stück durch hohen Kiefernwald, der allmählich in jungen Anwuchs überging, und bald darauf zeigte sich das erste Dorf; es hieß Polzin. Die Straße war nicht breit, voller Biegungen, eine Menge Holzwege liefen kreuz und quer durch den Wald und mußten den Weg bedeutend ab-

kürzen; ja der Scholze erklärte, daß sogar von seinem Gehöft aus über die Wiese hinweg direct ein Pfad in den Wald führe. —

Es war dunkel geworden, als man in der Scholtisei ankam. Der Assessor schritt nun zum Verhör. Der junge Bursche war vor der Hand in eine Kammer gesperrt worden, und der Assessor befahl, ihn sorgfältig zu bewachen.

Zuerst mußte der Scholze berichten. Dieser konnte nur wenig zur Aufhellung der Sache beitragen. Die beiden Viehhändler waren heute morgen mit ihrem Treiber bei ihm eingekehrt, hatten in der Schenke ihre letzten Schweine verkauft und waren, nachdem sie mit den Bauern noch etwas gezecht, um die Mittagszeit in munterer Laune fortgefahren. Der Treiber war ihnen eine halbe Stunde darauf nachgegangen, und eine Stunde darauf hatte ein junger Bursche des Nachbardorfes, der des Weges gekommen, die Anzeige des Mordes gebracht.

„Wie hieß dieser Mensch?" fragte der Assessor.

„Johann Pfenning!" war die Antwort.

Augenblicklich wurde nach Johann Pfenning ein Bote geschickt. . .

Dieser kam mit der Nachricht zurück, daß der Genannte wieder in die Stadt gegangen und noch nicht zurückgekehrt wäre.

Noch erklärte der Scholze, daß auf seine Anweisung von den Bauern der Wald sofort durchgesucht, aber kein verdächtiges Subject gefunden worden wäre.

Weiter wußte er Nichts. Der Bericht des gedienten Soldaten war kurz und bündig.

Die Frau des Scholzen wurde ebenfalls herbeigerufen und vernommen. Sie erschien anfangs blöde und schüchtern, zupfte beim Eintritt an ihrem Schürzenbande und machte einen tiefen, ebenso ehrerbietigen als ungeschickten Knix, der ihrer kurzen Person etwas Komisches gab.

„Sprechen Sie nur ungenirt!“ wandte sich der Assessor ermuthigend an die kleine Frau. „Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie Etwas zur Aufhellung der Sache beitragen können!“

„O ich bitte!“ entgegnete die Wirthin mit bäurischer Geziertheit.

„Wie lange waren die beiden Händler bei Ihnen?“ fragte der Assessor.

„Eine reichliche Stunde etwa!“ war die Antwort.

„Waren viel Gäste in der Stube und darunter vielleicht einige verdächtige Subjecte?“

„Subjecte? O nein, Herr Assessor, keine Subjecte!“

Die Wirthin sprach dies Wort mit einer Sicherheit aus, die zeigen sollte, daß sie es verstanden. — —

„Wem haben die Händler hier verkauft? Wissen Sie das vielleicht?"

Ueber ihre Bekanntschaft mit dem Worte „Subject" und die demnach der Beweis ihrer Bildung war, thaute die kleine Scholzenfrau auf. Ihr blödes Schweigen ging in die grenzenloseste Geschwätzigkeit über. „Alles hab' ich gesehen!" begann sie geschäftig. „Zuerst haben sie dem lahmen Fleischer zwei verkauft, dann dem schwarzen Krause eins, dem Flachsbirnbauer Walther zwei! Sie haben ein schönes Geld gemarktet, und wie war ihre Geldkatze voll! Aber aus dem Dorfe ist's Niemand! Wir sind alle ehrliche Leute! Hier giebt's gar keine Subjecte!"

Der Assessor horchte verwundert auf den jetzt entfesselten Redestrom der jungen Frau und fragte: „Sie hatten einen Treiber mit, wie Ihr Mann sagte?"

„Gewiß!" begann wieder die Frau. „Richtig, richtig! Der ist ihnen eilig nachgelaufen und hat die Doppelflinte mitgenommen! Richtig, die Doppelflinte, die sie vergessen hatten, weil sie etwas trunken waren! Eine Doppelflinte war's! Und zwei sind erschossen worden! Na, ich hab's dem Kerl doch gleich angesehen! Mein Vetter sagte es auch!"

„Weib, bist Du verrückt?" rief ihr Mann dazwischen. „Weißt Du nicht, der Verdacht ist des Teufels!"

„Ich weiß Alles!" entgegnete die Frau wichtigthuend und auf die Warnung ihres Mannes nicht achtend. „Ich

weiß noch mehr!" fuhr sie fort. „Wenn ich nur reden dürfte!"

„Sprechen Sie ungehindert!" entgegnete der Assessor freudig zustimmend. „Doch bevor beantworten Sie mir noch folgende Fragen: Wann fuhren die Händler fort?"

„Nachmittags 1 Uhr. —"

„Woher wissen Sie das so genau?"

„Ich trug gerade für uns Essen auf, als sie zum Thore hinausfuhren; wir essen erst um 1 Uhr, wenn wir Gäste haben, aber wir essen pünktlich, und ich sah vorher nach der Uhr."

„Wann folgte ihnen der Treiber?"

„In der halben Stunde, denn so lange essen wir; und wir waren gerade fertig, als er sich die Flinte auf den Rücken hing und hinauslief. —"

„Und eine Stunde darauf ist schon die Anzeige des Mordes gekommen?"

„Es muß wohl später gewesen sein!" entgegnete die Frau, die einmal im Zuge und glücklich war, Etwas erzählen zu können. Sie fuhr daher eifrig fort: „Aber ich weiß noch mehr! Wie die Händler heute morgen ankamen, da hat der junge Treiber mit einem Manne hinten an der Hofthür gestanden und leise mit ihm gesprochen. Der andere Kerl hatte einen großen, schwarzen Bart und sah wild aus. Als er mich sah, da duckte er

sich, aber ich hatte ihn schon gesehen, und das Gesicht kam mir bekannt vor; ich wußte nur nicht, wohin ich's thun sollte. Ich ging dann wieder in die Stube und wußte genug!"

„Und Sie vermögen sich nicht zu besinnen, wer der wohl gewesen sein könnte?"

„Nein!" entgegnete die Frau. „Ich erblickte das Gesicht nur einen Augenblick, aber ich muß es schon früher gesehen haben!"

Die Wissenschaft der redseligen Frau war nun erschöpft. Aber immer dichter zogen sich schon die Wolken um das Haupt des polnischen Burschen. Das Nachgehen mit der Doppelflinte, seine Bestürzung beim Finden der Dose und die heimliche Unterredung mit dem Fremden — das waren Momente, die wenigstens seine Mitschuld an dem Verbrechen dem Inquirenten entschieden zweifellos machten. Der Assessor ließ ihn noch einmal vorkommen und fragte ihn, mit wem er heute früh heimlich am Hofthor gesprochen.

Stanislaus schien jetzt gefaßter und vorsichtiger zu werden, seitdem er fühlte, daß sich der fürchterliche Verdacht des Mordes auf ihn selbst lenkte. Er entgegnete: „Kenne nicht alle — habe viel gesprochen mit Bauern wegen Handel. —"

„Da steckt man doch nicht die Köpfe zusammen und spricht ganz heimlich?" warf der Assessor ein. —

„Doch, gnädiger Herr! Erst ganz leise und freundlich, dann wird Zank und wieder freundlich. —“

„Aber den Kerl mit dem schwarzen Bart hast Du doch gekannt? Gesteh' es nur, die Wirthin hat Dich mit ihm sprechen sehen!“

„Weiß ich nicht!“ entgegnete der Bursche hartnäckig.

„Siehst Du, Bursche, ich wollte nur Deine Offenherzigkeit auf die Probe stellen! Die Wirthin hat Deinen Spießgefährten vollkommen erkannt! Es ist ja —“

Ohne sich einschüchtern zu lassen, blickten die hellen Augen des Burschen auf das breite, runde Gesicht der Scholzenfrau. Er las dort augenblicklich deren Unwissenheit. Ein fast tückisches Lächeln glitt jetzt entstellend über sein hübsches Gesicht. Als wartete er auf Nennung des Namens, sah er dem Assessor ruhig in's Antlitz.

Dieser war ebenso erstaunt als erfreut über die Verschmitztheit, die jetzt der junge Bursche entwickelte. Denn sie bestätigte seinen rasch in ihm erwachten Verdacht bis zur Evidenz — der Bursche war an dem Doppelmord betheiligt. —

„Ich will den Namen gerade von Dir haben!“ sagte jetzt der Assessor streng. „Und wenn er Dir jetzt entfallen, so wirst Du im Gefängniß Zeit haben, Dich darauf zu besinnen!“

Damit rief er einige Bursche herein und befahl den Polen zu fesseln.

Bei dem Anblick der Stricke, die um seine Hände und Füße gelegt wurden, verlor er die Fassung. Thränen stürzten aus seinen Augen. — Er stieß in seiner Muttersprache einige klagende Worte aus, dann wurde er wieder ruhiger und ließ sich ohne Widerstand hinausführen. — —

In diesem Augenblick trat aus dem Nebenstübchen, in das der Verwundete geschafft worden war, der Doktor, sah noch den gefesselten Burschen hinausführen und rief erstaunt: „Ja, aber — was machen Sie denn, Theuerster!"

„Ha, ha! Ich lasse den Schurken festnehmen, um ihn zum Geständniß zu bringen!" entgegnete der Assessor triumphirend. —

„Also Sie glauben wirklich, daß diese kindliche Natur ein heimtückischer Mörder!"

„Sie glauben wirklich, daß dieser heimtückische Mörder eine kindliche Natur?"

„Hätten Sie ihn an den Leichen der beiden Ermordeten gesehen wie ich, Sie würden ihn nicht für schuldig halten!"

Der Assessor lehnte mit der Hand ab. —

„Ich verstehe Sie; das war das Erschrecken einer

kindlichen Seele über eine fürchterliche That und der Ausbruch des reinsten Schmerzes um den Verlust seiner Herren! Glauben Sie mir, ich weiß Lüge von Wahrheit zu unterscheiden! An Todtenbetten hat man die ganze Scala des echten und falschen Schmerzes!"

„Ich wünschte, Sie hätten vorhin den verschmitzten Burschen gesehen!" entgegnete der Assessor, ebenso von seinen Erfahrungen eingenommen. „Auch die Richter haben Gelegenheit, in die Tiefen der menschlichen Seele zu steigen."

„Aber bedenken Sie nur! An dem Gewehr ist nicht die Spur eines Schusses!"

„Sie kennen diese Polen nicht! Sie sind schmiegsam wie Wachs; falsch wie Katzen! Uebrigens ist es klar, er hat den Mord nicht allein vollführt, und seine Complicen herauszuinquiriren, das ist jetzt meine nächste Aufgabe. — —"

Der Doktor schüttelte mißmuthig den Kopf. „Ich wünsche nur, daß mein Todter wieder lebendig wird! Das scheint das einzige Mittel zu sein, den Polen dem schonungslosen Arme der Justiz zu entreißen!"

Der Assessor schwieg jetzt und ließ sich nur erzählen, daß der Verwundete ohne Bewußtsein wäre und für heute keinen weitern Transport überleben würde.

Am andern Morgen durchlief schon die Kunde von der so raschen Ermittelung und Verhaftung des Raubmörders die ganze Stadt.

Niemand hatte ihn gesehen — er war im Finstern und im Wagen des Assessors weiter geführt worden — aber Alle wußten, daß es ein Pole und ein großer, starker Mensch mit einem fürchterlichen Bart u. s. w. war. Alle bewunderten den Assessor, der so rasch den Thäter ermittelt hatte, und wollten es vorausgewußt haben, daß es so kommen würde.

Die Untersuchung nahm inzwischen ihren regelmäßigen Fortgang. Am andern Tage wurde der junge Bauernsohn Johann Pfenning in die Stadt beordert und vernommen. Seine Aussage mußte den Angeschuldigten noch schwerer graviren. Der Zeuge hatte, aus der Stadt kommend, kurz nach 2 Uhr im Walde zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse gehört, darauf aber nicht geachtet, weil er die Schüsse einem Jäger zugeschrieben, und war ruhig seines Weges gegangen. Erst nach zehn Minuten etwa war er an dem Orte der That angekommen und hatte dort nur den jungen Burschen angetroffen, der stumm und händeringend am Boden gekniet und einen Schrei um Hilfe ausgestoßen hätte. Er hätte ihn gefragt, „ob er den Schützen gesehen?" und auf seine Bejahung, „warum er ihn nicht verfolgt?" hätte er nur

mit dem Kopfe geschüttelt, und ohne auf ihn weiter zu achten, hätte sich der Pole wieder auf die Erde geworfen und geschrieen. —

„Und wissen Sie genau, daß Sie etwa um ½3 Uhr den Schuß gehört?" fragte der Assessor.

„Ich hatte kurz vorher nach meiner Uhr gesehen," entgegnete der Zeuge, „und wie ich an die Mordstelle kam, war es noch nicht drei Viertel. —"

„Sahen Sie dann wieder nach der Uhr? Warum so oft?"

„Ich — sehe oft nach meiner Uhr," entgegnete der Zeuge beschämt.

Sein Verhör war geschlossen. Er wurde vereidet und entlassen.

Den inzwischen wieder vorgeführten Angeklagten suchte der Assessor jetzt durch ein Kreuzfeuer geschickt entworfener Fragen völlig in die Enge zu treiben. Der Bursche war heute noch vorsichtiger als gestern Abend. Er blieb bei seinen einfachen Antworten, die durch sein unfertiges Deutsch etwas Unschuldiges erhielten. Er war weder einzuschüchtern, noch zum Geständniß zu bringen. Das sonst so kühle Blut des jungen Criminalrichters begann heiß zu wallen. Diese verstockte Bosheit, diese ausgezeichnete Scheinheiligkeit bei solcher Jugend empörte ihn auf's Aeußerste. Hätte der jugendliche Verbrecher seine Schuld bekannt und sich ihm reuig zu

Füßen geworfen, er würde ihm das größte Mitleid, die wärmste Theilnahme geschenkt haben. Jetzt sollte er seine ganze richterliche Strenge fühlen.

Der Assessor schrieb an die Behörde des Orts, aus dem Jablonsky gebürtig war. In Hinsicht des sichern und meisterhaften Schusses fragte er an, ob über die Schießfertigkeit des Inculpaten irgend Etwas, und rücksichtlich der gefundenen Dose, ob er als Schnupfer bekannt wäre. Zugleich wurde in öffentlichen Blättern die Aufforderung erlassen: Wer über die im Gerichtszimmer ausgestellte Dose und ihren letzten Besitzer oder überhaupt irgend eine auf den vorgefallenen Doppelmord bezügliche Auskunft zu geben vermöge, solle schleunigst Anzeige machen.

Die Auskunft über den Charakter Jablonsky's erfolgte rasch. Sie war, wie solche Dorfatteste sind, höchst oberflächlich. Er hatte sich bisher ordentlich geführt und war wegen eines Verbrechens noch nicht zur Untersuchung gezogen und bestraft worden. Vom Schnupfen des jungen Burschen wußte man Nichts. Bedeutend wichtiger war die Nachschrift, Jablonsky gelte unter den jungen Burschen als bester Schütze. — —

Als der Assessor diese Notiz gelesen, ging er in höchster Aufregung im Zimmer auf und ab. Schon bekämpfte er sich, dem Beweisgrunde gegen Jablonsky nicht zu rasch zu folgen.

Da sollte noch ein anderer Umstand für den Angeklagten verhängnißvoll werden. Die Ermordung der beiden Händler hatte in der Umgegend großes Aufsehen gemacht und besonders Furcht und Schrecken unter den reisenden Viehhändlern verbreitet. Sie sind meist als wohlhabende, viel Geld bei sich führende Leute bekannt, und ein Doppelmord dieser Art machte für sie die Landstraße nicht wenig unsicher. Alle bestrebten sich, zur Aufhellung der Sache irgend wie beizutragen. Den jungen Jablonsky kannten fast alle dort herumreisende Händler, aber die meisten zweifelten an seiner Schuld; er war noch so jung, so gutmüthig — sie munkelten unter sich von einer ganz anderen Persönlichkeit, die den Mord ausgeführt haben könnte.

Die beiden Händler waren trotz des ersten Gerüchts Deutsche gewesen und allgemein geachtete Männer. Sie hatten jahrelang ihr Geschäft in Compagnie getrieben und waren dabei zu leidlichem Vermögen gekommen. Der Todte, Friedrich Pannitzky, hatte keine Familie, der andere, Ignaz Hubert, war erst seit einem Jahre verheirathet, und seine junge Frau kam auf die Unglückspost augenblicklich an das Krankenlager ihres Mannes. Es war eine resolute, tüchtige Frau, die das Unglück nicht niedergebeugt, sondern nur zu Haß und Wuth gegen den elenden Mörder aufgestachelt hatte. Als sie von der Verhaftung des jungen Jablonsky hörte,

sagte sie: „Nein, der ist es nicht, aber ich hab' einen andern Verdacht!" Sie eilte von dem Krankenlager auf's Gericht und ließ sich die Dose zeigen. „Ja, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!" sagte sie aufgeregt. „Die Dose habe ich bei dem Bruder des jungen Jablonsky gesehen! Stephan Jablonsky! Das ist der Mörder!"

„Wie? Wissen Sie das gewiß?" rief der Assessor.

„Der tückische Bube hat meinen Mann und den Pannitzky erschossen! Aus Rache hat er's gethan! Er wurde von ihnen aus dem Dienste gejagt!"

„Dann schließt sich die Kette seltsam!" bemerkte der Assessor. „Hm! Nun ist mir Alles klar! Der Mann am Hofthor war der Bruder und der Mord ein von beiden Gesellen sorgfältig angelegter und gemeinschaftlich ausgeführter."

Nun mußte er des älteren Jablonsky so schnell wie möglich habhaft werden und erließ die dahin zielenden Requisitionen an die betreffenden Gerichte. Acht Tage später wurde der zweite Verbrecher, Stephan Jablonsky, unter Escorte eingebracht. Er hatte sich zum ersten Mal nach längerer Zeit wieder in seinem Heimathsorte sehen lassen und war augenblicklich ergriffen worden. Seine Behörde hatte zugleich über ihn berichtet, daß der Arrestant ein wilder, rachsüchtiger Mensch wäre — nur wäre er in Handhabung von Schußwaffen, wie

hier allgemein bekannt, nicht bewandert. An Geld waren nur wenige Groschen bei ihm gefunden worden. Der schlaue Bursche mußte daher den Raub sorgfältig verborgen haben.

Stephan wurde dem Richter vorgeführt. — Eine kleine, gedrungene Gestalt mit einem finstern, heimtückischen Gesicht, aus dem stechende Augen hinter buschigen Augenbrauen vorsichtig und mißtrauisch hervorlugten. Sein schwarzes, struppiges Haupt- und Barthaar gab ihm vollends ein wildes Aussehen. Er erschien als der vollste Gegensatz seines jüngeren Bruders, und dies trat bei seiner Vernehmung noch schroffer und deutlicher hervor. Der jüngere, Stanislaus Jablonsky, hatte bei all' seinen Verhören wenig gesprochen und selten seine Unschuld zu betheuern gewagt — der ältere dagegen fügte jeder Antwort mit slawischer Zungengewandtheit hinzu, daß er bei seiner Seligkeit unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind. Er war des Deutschen vollkommen mächtig und sprach es mit großer Fertigkeit; nur hatte er die Gewohnheit, erst einzelne Worte polnisch zu sagen, um sie dann deutsch zu wiederholen. Im Anfang seines Verhörs leugnete er Alles. Die aufgefundene Dose erkannte er nach einigem Ueberlegen für die seinige an, behauptete aber, daß sie ihm acht Tage vorher in einer Dorfschenke gestohlen worden, und daß er sich schon

am folgenden Tage eine andere hätte kaufen müssen, die er vorzeigte. Er nannte dabei den Namen des Kaufmanns, der, später vernommen, sich auf die Zeit des Kaufs nicht mehr ganz genau besinnen konnte, dem es aber doch däuchte, als ob es einige Tage vor dem Raubmord geschehen. Ein anderes Zugeständniß machte der Angeklagte nicht. Er wollte zur Zeit des Mords gar nicht in dieser Gegend gewesen sein. Zwei Zeugen straften ihn Lügen. Die Scholzenfrau und ein Händler, der ihn am Morgen des Mordanfalls in einem zwei Stunden entfernten Dorfe gesehen. Beide Zeugen wurden ihm gegenübergestellt. Die kleine Scholzenfrau behauptete auf's Entschiedenste: „Das ist das Gesicht, welches ich am Hofthor gesehen, und auch die Figur paßt! Denn er ragte nur mit dem schwarzen Kopfe hervor, als er leise mit seinem Bruder sprach!"

„Proszę, ich bitte, Panna hat mich verkannt!" entgegnete der Pole ruhig. — —

„Gott bewahre! Panna hat sehr gute Augen," erwiderte die Frau, „Panna sieht Alles!"

Als aber auch der Händler ihm gegenübertrat und ihm sagte, an welchem Tisch er gesessen, und was er gefrühstückt, da schien der kecke Bursche zusammenzubrechen, und dennoch wiederholte er: „Ach ja biedny Człowiek! O ich Armer! Ich bin doch unschuldig!"

„Du bist unschuldig!" entgegnete der Assessor. „Aber sage mir wenigstens, was Du mit Deinem Bruder gesprochen!"

„Co? Was? Mit dem Stas?" — polnischer Diminutiv für Stanislaus — „Nichts, gnädiger Herr!" entgegnete der Pole lebhaft. „Ich wollte ihn nur einmal sprechen; wir hatten uns lange nicht gesehen. — —"

„Und darum mußtest Du Dich hinter'm Thor verkriechen und leise mit ihm sprechen?" entgegnete der Assessor; und plötzlich den Ton ändernd und sein großes, klares Auge forschend auf den Angeklagten heftend, setzte er hinzu: „Sei nur ruhig! Dein Bruder hat bereits Geständnisse gemacht, und auf deren Grund bist Du eingezogen worden!"

Ein jäher Schreck zuckte über des Polen Antlitz. Er trat, wie von einer Schlange gestochen, einen Schritt zurück und murmelte einen unverständlichen polnischen Fluch. Dann setzte er, wie sich besinnend, hinzu: „Nun, er kann Nichts sagen! Es ist Alles Lüge!"

„Ha! Er hat Dich als Anstifter des Mords angegeben!" entgegnete der Assessor. —

„Der Schurke!" rief der Angeklagte, alle seine bisher gezeigte Besonnenheit verlierend. „Er ist selbst der Mörder, ich nicht!" fuhr er in größter Heftigkeit fort, „und sein armer Bruder soll für ihn leiden? Er hat geschossen, denn er kann schießen wie der beste Jäger!

Aber ich hab', bei Gott! in meinem Leben noch nie eine Flinte in der Hand gehabt!"

„Du hast nicht geschossen, aber den Ermordeten berauben helfen und die Geldkatze beiseite geschafft!"

„Gnädiger Herr, nicht die Hand angerührt! Das hat der Schurke allein gethan!"

„Nicht gut möglich, denn zehn Minuten nachher sind Leute gekommen, und Du allein hast die Ermordeten beraubt! In solcher Schnelligkeit konnte Dein Bruder nicht mit Allem fertig werden!"

„O, er ist schnell!" entgegnete der Inculpat mit fast komischer Heftigkeit. „Alles hat er gemacht, und das Geld wird sich finden im Walde!"

„Du wirst uns die Stelle zeigen!"

„Barmherzigkeit! Nie umiem Pann powiedzieć! Ich weiß es Ihnen nicht zu sagen!"

„Und Dein Bruder soll in zehn Minuten den Ermordeten beraubt, das Geld vergraben und das Gewehr wieder sorgfältig gereinigt haben? Nein, nein, das können nur vier Hände, und die Deinen sind dabei im Spiel gewesen! Gestehe es nur! Ein offenes Geständniß erleichtert Deine Strafe! Und weil Du nicht geschossen, kommst Du ja mit ein paar Jahren davon. — —"

Der finstere Bursche blickte bei diesen Worten düster vor sich hin. Man sah es, wie die widersprechendsten

Gedanken in seinem Hirn arbeiteten. Plötzlich warf er sich dem Assessor zu Füßen, Thränen stürzten aus seinen dunkeln Augen, und unter Schluchzen stieß er heftig hervor: „O, das ist die Strafe für meine Gedanken! Ich will Alles bekennen, und Gott möge mich blind machen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche! Es ist wahr, ich habe meinen früheren Herren gegrollt, weil sie mich aus dem Dienste geschickt, und ich wollt's ihnen gedenken" — er machte dabei eine drohende Bewegung —; „aber todtschießen — nein, und wenn sie mich wie einen Hund hinausgepeitscht, ich mag keinem Thier den Kopf abschlagen — und Menschen —!" — Er hielt erschöpft einen Augenblick inne und fuhr dann aufgeregt fort: „Da mußte mich der Teufel dort hinführen zur Schenke, und ich sagte zum Stas: „Wenn sie heut' durch den Wald fahren, prügl' ich sie durch, daß sie kein Glied mehr rühren können; denn sie sind doch betrunken!" Und der Schurke, der Stas, bat und jammerte, ich sollt's nicht thun; das wäre niederträchtig und könnte mir schlecht bekommen. Ich mußte es ihm versprechen, sie ruhig fahren zu lassen, denn er weinte, und es war doch mehr zum Spaß mein ganzes Drohen. Und nun ist er hingegangen und hat sie todtgeschossen! Weil er gewußt, daß er's auf mich bringen kann — und das ist der Bruder! Er hat stets gesagt, daß er mir Alles zu Liebe thun würde! O, ich könnte ihn — den Schurken!" Er drückte

in höchster Wuth seine geballten Hände an die heiß-pochende Stirn —

Es war wie ein Strom von den Lippen des Polen geflossen, und der Assessor hatte ihm ohne Unterbrechung zugehört. — —

„Und Du bist nicht in den Wald gekommen?" fragte er äußerlich ruhig, obwohl er im Innersten empört war über die neue Komödie, die der verschlagene Bursche mit größter Gewandtheit aufgeführt. — —

„Ich mußte hindurch, aber ich bin gar nicht auf die Hauptstraße gekommen, da ich die Waldwege kenne; und als ich von dem Mord hörte, ahnte mir nichts Gutes, weil ich in der Nähe gewesen, und weil ich selbst böse Gedanken gehabt. Und nun muß ich dennoch leiden für meine bösen Gedanken sogar! Aber ich bin unschuldig, so wahr die Sonne am Himmel scheint!"

Er verschwor sich schon wieder so heftig, daß es ihn erst recht verdächtigen mußte. „Sei ohne Sorge!" entgegnete der Assessor auf diese feurigen Exclamationen und fuhr mit Betonung fort und jede Fiber seines Antlitzes in's Auge fassend: „Du hast recht, die Sonne wird es an den Tag bringen! Denn Ignaz Hubert ist nicht todt; er lebt noch, und in wenig Tagen wird er so weit hergestellt sein, die Mörder zu nennen!"

Der Pole blickte einen einzigen Moment zweifelnd auf den Assessor, als wollte er sich vergewissern, daß es

nicht blos eine richterliche Fiction war. Aber das Antlitz seines Inquirenten war dabei so streng, so zum Glauben zwingend, daß der Angeklagte von der Wahrheit jener Aeußerung überzeugt wurde. In seinem wilden, düsteren Antlitz blitzte es freudig auf, und als falle ihm eine fürchterliche Last vom Herzen, entgegnete er leidenschaftlich erregt: „Dann wird er sagen, daß ich unschuldig! O Gott, laß ihn nicht sterben, daß ich wieder frei werde und nicht ein Mörder bleibe!" Dabei faltete er wie zum Himmel flehend die Hände.

Es lag bei alledem eine so tiefe Inbrunst und Wahrheit in dem letzten Benehmen des Angeklagten, daß jeder Andere als der Assessor in der Meinung seiner Mitschuld wankend geworden wäre. Dieser erblickte darin nur jene unerschrockene Festigkeit, die sich durch Nichts erschüttern läßt. „Angewidert" von so „großartiger Heuchelei" ließ er den Angeklagten in's Gefängniß zurückführen, nachdem er die Aussagen desselben sorgfältig zu Protokoll hatte nehmen lassen. Jedenfalls war der Assessor mit diesem halben Geständniß des ältern Bruders der Aufklärung der Sache einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Wohl hatte ihm in letzter Zeit der Doktor Hoffnung gemacht, daß der Verwundete noch einmal so weit hergestellt werden würde, um ein Zeugniß abzulegen, aber er setzte seine Ehre darein, auch ohne dieses zum Ziele zu kommen und beide Angeklagte so sehr in die Enge zu

treiben, daß ihnen kein Ausweg als der des offenen Geständnisses übrig blieb.

Der Assessor schritt noch einmal zum Verhör des jungen Jablonsky und ließ ihm die Aussage des Bruders langsam und deutlich vorlesen. Der junge Bursche schien sich das Ansehen geben zu wollen, als habe er das Vorgelesene nicht verstanden, oder hatte er es wirklich nicht? Leuten seines Schlags und Standes fällt es schwer, Vorgelesenes zu fassen. Es ist ihnen ein dumpfes, verworrenes Geräusch, aus dem sie nur einzelne Worte hören. Damit entsteht für diese mit schwächern Fassungskräften Begabten oft viel Unheil und Verdruß. Sie haben bei der meist zu raschen Verlesung eines Protokolls selten Etwas verstanden, unterschreiben und sind dann gefangen. — —

Der Angeklagte hatte nur so viel begriffen, daß sein Bruder ihn tiefer in die Untersuchung verwickelt, und über das noch immer kindlich-ruhige Gesicht flog ein düsterer Schatten. Sein Benehmen sowohl im Gefängniß wie bei den Verhören war untadelhaft. Er betheuerte nicht jeden Augenblick wie sein Bruder seine Unschuld, verschwor sich nie, aber seine Stimmung wurde förmlich eine gehobenere, wie die eines unschuldig Angeklagten, der gewiß ist, daß ihn der Himmel nicht verlassen und seine Unschuld an den Tag bringen wird. Ueber sein jugendlich weiches Gesicht hatte sich seit seiner

Untersuchungshaft ein tiefer Ernst gebreitet. Es war, als ob diese düstern fürchterlichen Tage den harmlosen Jüngling zum Manne gereift und alle Frische, alle Kindlichkeit aus ihm verbannt hätten. Es lag kein Trotz mehr in ihm, nur eine stille, fast hoffnungslose Ergebenheit in sein düsteres Schicksal, die rühren und von seiner Unschuld überzeugen mußte.

Nur der Assessor wollte darin Nichts weiter als eine tiefe Trauer des verschmitzten Burschen finden, daß er trotz aller aufgewandten Schlauheit und Verstellungskunst in die Schlinge gerathen. Heut', als er ihm noch einmal Satz für Satz des Protokolls wiederholte und hinzufügte: „Du siehst, Dein Bruder ist weniger verstockt wie Du! Er hat gerade Dich als Mörder bezeichnet!" da verlor der junge Mensch die Fassung. Er blickte wie verzweifelnd zur Decke und rang die Hände, dann rief er, wie vom tiefsten Schmerz überwältigt, klagend aus: „O, das ist hart!" Plötzlich schien ein Gedanke durch sein Hirn zu zucken. Ein unheimliches Lächeln spielte um seine Lippen; er wollte den Mund zum Sprechen öffnen, vielleicht seinerseits den Bruder anklagen; aber der finstere Gedanke flog ebenso rasch vorüber, als er gekommen war; er flüsterte nur vor sich hin: „Es ist ja mein Bruder, und ich muß schweigen!" Von jetzt ab schien die Kraft des jungen Menschen gebrochen, er vertheidigte sich nicht mehr und

verharrte in einem dumpfen, hinbrütenden Schweigen. Er fühlte, daß sich ein dichtes Netz, unaufhaltsam verhängnißvoll, über seinem Haupte zusammenzog, und daß er umsonst dagegen ankämpfte. Nur zu einer seinen Bruder bloßstellenden Aussage war er nicht zu bringen. Er bestätigte zwar das von demselben angegebene Gespräch, setzte aber hinzu: „Er ist nicht böse, kann keinem Kind Etwas thun — weiß nicht, wie Alles gekommen! O, sind wir unglücklich, sehr elend!"

So standen die Sachen, als eines Vormittags zum Assessor der Doktor in die Stube trat und ihm freudig entgegenrief: „Licht! Licht! Ich bringe neue Botschaft!"

Der Assessor wußte schon, wovon die Rede sein sollte, wandte sich im Schreibsessel und sprach ein halb interessirtes, halb schon wieder zweifelndes „Nun?"

2.

Doktor Schmidt war von einem Krankenbesuche auf dem Lande eben zurückgekehrt und hatte sich nicht einmal Zeit zum Umkleiden genommen —

„Mein Freund! Eine wichtige Nachricht!" wiederholte er und nahm Platz. —

„Sie machen ihn lebendig?" unterbrach ihn der Assessor und ritt auf seinem Arbeitsstuhle und steckte die Feder hinter's Ohr.

„Nein! Davon sprech' ich nicht! Davon hoff' ich

auch Nichts! Der Aermste schwebt zwischen Tod und Leben! Aber der arme Bursche ist unschuldig! Ich bringe Ihnen die Beweise!"

„Ein Alibi! Ein Alibi! Sonst hilft Nichts!"

„Eben das bringe ich!" entgegnete der Doktor. „Ich wurde heute früh nach Röhrsdorf gerufen. Sie wissen, es ist das Nachbardorf von Polzin, in dessen Nähe der Mord vorgefallen. Die Tochter des dasigen Bauers Brödner war von einer Leiter gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Ein prächtiges Mädchen! Kohlschwarze Haare und Augen wie Karfunkel! Sie streckte mir schon beim Eintritt die Arme entgegen und rief jammernd: „O, es ist nur meine Strafe, Herr Doktor! Ich hab's verdient! Warum hab' ich so lange geschwiegen!"

„Mein liebes Kind, das ist ein unglücklicher Zufall, keine Strafe!" erwiederte ich. „Uebrigens hat es damit keine Gefahr. Ein Beinbruch ist nicht das Schlimmste!" Ich wollte das verletzte Bein in Augenschein nehmen. —

„Es ist meine Strafe!" behauptete das Mädchen. —

„Strafe? Wofür?" fragte ich. —

„Daß ich nicht angezeigt, was ich weiß! Denn dann durft' er nicht länger sitzen, der arme Mensch!" —

„Welcher arme Mensch?" fragte ich, immer aufmerksamer geworden.

„Ich bin ihm ja unterwegs begegnet, den sie auf

Mord untersuchen — es war am Anfang des Waldes; die Uhr im Dorfe schlug gerade zwei — er frug mich, ob ich nicht einen Wagen mit zwei Herren getroffen; ich sagte Ja! — Nun ging er rasch weiter, aber um ½3 Uhr schon hat der Bauersohn Pfenning die Schüsse gehört, und bis zur Mordstelle hat er mindestens, wenn er läuft, eine halbe Stunde nöthig. Er kann's nicht gewesen sein!" Das Mädchen wußte mir das Alles so scharf und präcis auseinandersetzen, daß ich davon völlig überzeugt bin." —

„Hm!" sagte der Assessor nachdenklich. „Warum schwätzt das Mädchen jetzt erst davon?"

„Sie müssen ja unsere Landsleute kennen!" bemerkte der Arzt. „Sie fürchten sich vor dem Gericht! Es ist ihnen stets ein harter Gang, und vollends ein Zeugniß ablegen, schwören müssen — das ist ihnen entsetzlich! Das Unglück des Mädchens hat ihr Gewissen erschüttert; sie wird jetzt ohne Rückhalt ihr Zeugniß ablegen, und Sie werden daraus wie ich die Ueberzeugung gewinnen, daß der junge Jablonsky unschuldig ist!"

„Ich werde sie vernehmen und morgen schon. Vielleicht komm' ich aber zu ganz andern Resultaten." —

Am andern Tage fuhr der Assessor nach Röhrsdorf. Er fand das Mädchen mit geschientem Bein im Bett liegen. Sie war bei vollem Bewußtsein und konnte

zur Vernehmung gebracht werden. Sie wiederholte noch einmal ihre gegen den Doktor gemachte Aussage.

Als sie geendet, sagte der Assessor:

„Führt aber nicht ein kürzerer Weg durch den Wald, der wieder auf die Straße ausmündet, und kann der Bursche nicht diesen benutzt haben?“

„Das ist nicht möglich!“ sagte das Mädchen. „Ein Weg führt aus dem Hofe des Scholzen über die Wiesen in den Wald, da hat man's freilich näher, weil die Fahrstraße einen großen Bogen macht. Dann giebt es noch einen Weg, aber der fängt schon vor dem Walde an, im Kahnicht, und er hätte wieder zurückgehen müssen, wenn er diesen hätte benutzen wollen. Ich sah ihn aber in scharfen Schritten die Straße weiterlaufen; um halb drei aber hat Pfenning's Johann schon die Schüsse gehört; wie könnt' er nun —“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach sie der Assessor. „Zeugen haben nur Thatsachen zu berichten, niemals Urtheile abzugeben! Sind Sie jetzt bereit, Ihre Aussage zu beschwören?“

„Ja!“ entgegnete das Mädchen mit Festigkeit. Der Geistliche des Orts wurde gerufen, mit ihm der Küster, der aus der Kirche Crucifix und Leuchter zu besorgen hatte, und die Kranke leistete jetzt ohne Furcht und Zagen den Eid.

Der Assessor fuhr, in Nachdenken versunken, zurück.

Gewiß war dies Zeugniß für den jungen Jablonsky ein günstiges, und es schien die Kette von zusammentreffenden Umständen zerreißen zu wollen, die seine Verbrecherschaft constatirten. Der Assessor begann sich zu prüfen, ob er nur seinem Vorurtheil folge, wenn er dennoch bei seiner Meinung beharre, oder den aus der eingeleiteten Untersuchung gewonnenen Anschauungen gerecht werde. Ihm verblieb die Phantasie bei der Bestürzung beim Finden der Dose, beim Verleugnen mit dem Bruder. — Allerdings hatte ein guter Fußgänger vom Anfang des Waldes bis zur Stelle des stattgefundenen Mordes eine halbe Stunde zu laufen, und der Bursche mußte doch den Wagen überholt und eher an der verhängnißvollen Kiefer angekommen sein; aber konnte er nicht das Mädchen absichtlich getäuscht und dennoch den Waldweg eingeschlagen haben? Ja, war denn überhaupt auf die Uhr des Johann Pfenning ein Verlaß? Er wollte zwar einige Minuten nach halb drei Uhr die Schüsse gehört haben. Einige Minuten? Bei den Bauersleuten wird es damit nicht so genau genommen, und differiren nicht oft die verschiedenen Dorfuhren um halbe Stunden? Selbst diese Aussage konnte der eingeleiteten Untersuchung keine andere Wendung geben für den Assessor. Jedenfalls blieb der ältere Jablonsky der Anstifter des Mordes. Von Rache und Raubsucht getrieben, hatte er seinen Bruder zu dem Verbrechen

verleitet, dessen Schießgewandtheit unentbehrlich war. Der jüngere Jablonsky hatte die Doppelflinte so gestellt, daß sie seinen Herren nicht in die Augen fiel, und sie dieselbe zurückließen. Nun ist er dennoch auf jenem Waldwege dem Wagen zuvorgekommen und hat den Doppelmord begangen. Der ältere Jablonsky muß gleich den Weg von der Scholtisei aus genommen und den Bruder erwartet haben; er hat dann die Erschossenen beraubt und ist mit dem Gelde entflohen, während der Jüngere inzwischen seine Doppelflinte sorgfältig gereinigt und sich dann für seine Heuchlerrolle geschickt gemacht hat. So construirte der Assessor, und er mußte sich gestehen, daß die beiden Raubmörder dabei mit äußerster Klugheit zu Werke gegangen, daß ohne das Finden der Dose und ohne die Aussage der Scholzenfrau schwerlich ein Verdacht auf sie gefallen wäre.

Bei den fortgesetzten Verhören wirkte die Eröffnung, die der Assessor über die mögliche Herstellung des Zweiten der Opfer machte, regelmäßig auf den jungen Stanislaus erschreckend. Er fürchtete für seinen Bruder.

Der Viehhändler Hubert war aber selbst nach Wochen noch nicht aus seinem lethargischen Zustande erlöst. Bis jetzt hatte der Unglückliche, ohne einen Laut von sich zu geben, dagelegen; nur seine Augen hatten noch gelebt, und zuweilen blickte er traurig auf seine Frau, die in unermüdlicher Sorgfalt um ihn

beschäftigt blieb. Stundenlang saß sie am Bett des Armen und bewachte jeden Athemzug. Das kräftige Weib wurde über der anstrengenden Pflege zum Schatten. Oft, wenn sie an der Seite ihres Mannes saß, verlor sie sich in düsteres Hinbrüten. Finstere Gedanken zuckten dann durch ihr Hirn. Sie glaubte nicht den Versicherungen des Doktors, daß ihr Mann wieder gesunden würde, und um so tiefer grub sich in ihrem Innern der Schmerz um seinen Verlust ein, aber auch der Haß gegen Denjenigen, der ihn gemordet, und der sie jetzt zur Wittwe machte. In finsterer, stiller Nacht kauerte sie oft an dem Lager des Kranken, beugte sich tief über denselben und fragte in fieberhafter Hast: „Sage mir, wer war der Mörder? Hast Du ihn gesehen? Kennst Du ihn?" Sie horchte in athemloser Spannung auf Antwort, aber so tief sie sich auch herabbog, so sehr sie auch ihren Athem anhielt, um kein Geräusch zu machen, der Verwundete bewegte nicht einmal die Lippen; nur in seinen Augen zuckte es leise auf. „Du weißt es nicht?" sagte sie klagend und sank auf ihren Sitz zurück. — —

Dann versuchte die von Haß und Rache und der Räthselhaftigkeit des Mordes gequälte Frau einen andern Weg. Sie nannte dem Kranken Namen und wieder Namen, so weit ihr Gedächtniß und ihre Bekanntschaft reichte, und fragte bei Jedem: „Ist es der?"

Aber kein Schließen der Wimpern gab ihr zustimmende Antwort; nur wenn sie den Namen Stanislaus Jablonsky nannte, zuckten die Augen des Kranken wie verneinend. Der Doktor mußte die arme Frau zwingen, wenigstens während der Nacht einer fremden Pflegerin Platz zu machen; sie fügte sich endlich; nur wenn ihr der Doktor Hoffnung machte, daß ihr Mann dennoch wieder gesund werden würde, lächelte sie bitter und entgegnete, nur von dem einen Gedanken gequält: „Er wird sterben, ohne den Mörder zu nennen!" „Nein, das wird er nicht!" erwiederte der Doktor entschieden, und wirklich, nach einigen Tagen zeigte er dem Assessor an, daß der Verwundete wenigstens so weit hergestellt sei, um bei der nöthigen Schonung vernommen werden zu können — —

Wohl lag der arme Mann noch matt und regungslos, aber er vermochte heute in der That seine Lippen zu bewegen und leise, wenn auch kaum hörbare Worte hervorzuflüstern. Es war ein eigenthümliches, alle daran Betheiligte tief erschütterndes Verhör.

Der Assessor mußte das Ohr dicht an den Mund des Kranken legen und mehr aus seinen Augen die Antwort lesen, als von seinen Lippen abhorchen.

Aber wie wenig entsprach die Aussage des Kranken den darauf gestellten Erwartungen! Ja, sie mußte die Sache, statt aufzuhellen, noch mehr verwirren!

Was der Assessor in langen Pausen von dem Verwundeten erfuhr, war etwa Folgendes:

Sie waren in der Mittagsstunde, vielleicht auch später, aus der Scholtisei weggefahren und Beide im Besitz von etwa 1300 Thalern. Unterwegs hatten sie das Vergessen der Flinte bemerkt, und in der Erwartung, daß sie ihr Treiber Jablonsky nachbringen würde, waren sie bald langsam gefahren, bald hatten sie wohl gar etwas gehalten, um ihn herankommen zu lassen und, wenn er die Flinte nicht brachte, zurück zu schicken. Plötzlich fällt ein Schuß, er springt erschrocken auf, und schon fällt der zweite, und er sinkt bewußtlos in den Wagen zurück. — —

„Und Sie haben keinen Verdacht? Niemand gesehen?“

„Niemand!“ lispelte der Kranke. —

„Und blieben Sie bewußtlos, als Ihnen der Mörder den Gurt abschnallte?“

„Nein! Ich schlug noch einmal die Augen auf — aber ich sah nur eine Hand!“

„Eine Hand?! Das ist traurig! Sahen Sie Nichts weiter? Nicht den Rock? Nicht das mindeste Erkennungszeichen?“

„Nein! Nur die Hand schimmerte mir vor den Augen, aber es war eine verstümmelte Hand — es fehlten — ihr — zwei Finger.“

„Zwei Finger fehlten? Sahen Sie das deutlich?"

„Wie im Nebel — "

„Welche Finger fehlten?"

„Ich glaube, der Mittel- und Goldfinger, aber dann — — ich war todt — "

„Mehr wissen Sie nicht?"

„Nein!"

Dann setzte der Kranke von selbst hinzu: „Aber unser Treiber ist es nicht! Lassen Sie ihn frei, Herr Richter — den armen Jungen — "

Der schwache Mann schloß erschöpft seine Lippen und vermochte kein Wort mehr hervorzuflüstern. —

Das Verhör war damit geschlossen — zwei Tage darauf athmete der arme Verwundete seine Seele aus. Seine Frau wanderte wie gebrochen hinter seinem Sarge her. Er war gestorben, ohne den Mörder nennen zu können, und dieser Gedanke schmerzte sie fast ebenso wie der Verlust ihres Mannes. So kehrte sie arm und elend in ihre Heimath zurück.

„Zwei Finger!" sagte Doktor Schmidt. „Die müssen jetzt auf irgend eine Spur des Mörders führen!"

Der Assessor blickte ihn statt aller Antwort verwundert und forschend an. „Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß Sie eine solche Behauptung aussprechen würden! Was ist diese Aeußerung anders als die

Hallucination eines Sterbenden? Was sieht nicht ein Kranker! Ein Furcht- und Schreckerregter! Nein, Bester, damit kommen wir nicht zum Ziel!"

Der Doktor sagte halb scherzend, halb schmerzlich:

„Hab' ich mir darum die Mühe gegeben, dem Manne ein paar Wochen das Leben zu erhalten?"

Auch der Assessor verfiel in eine förmliche Schwermuth. Man hält das Leben eines Juristen für dürr und unfruchtbar. Das ist aber nur bei dem der Subalternen der Fall, die über die Wichtigkeit des Registrirens und Inrotulirens meist pedantisch und unerträglich werden. Aktenstaubschlucker, Copirmaschinen sind das — aber dem Richter selbst eröffnet sich doch eine reiche Welt. Er kann sich erwärmen für seine Ansicht. Ein Prozeß mit seinem wunderbar verschlungenen Recht macht das Herz oft höher schlagen. Und vollends eine Kriminaluntersuchung! Sie zeigt nicht nur das Bild der menschlichen Seele in allen ihren Untiefen, sie zeigt unermüdlich forschende Richter, die mit unbeugsamer Beharrlichkeit und allem Aufwand menschlichen Scharfsinnes nach dem Ariadnefaden suchen, der in dem Labyrinth der Verbrechen zur wahren Schuld führt. Auch den Assessor begann diese schwierige Untersuchung völlig in Anspruch zu nehmen.

Hatte der Händler wirklich an der Hand des Raubmörders das Fehlen zweier Finger bemerkt, dann

mußten beide Angeschuldigte unschuldig sein. Sie hatten Beide unverletzte Hände. Aber war dies in der That eine Aussage, auf die irgend Gewicht gelegt werden konnte? Der umflorte Blick eines Sterbenden konnte leicht eine verstümmelte Hand bemerken, ohne daß er sie wirklich sah. —— Der junge Kriminalrichter legte den von solch' wirren, sich widersprechenden Gedanken gequälten Kopf in die Hände, las dann wieder Akten bis tief in die Nacht hinein, und alle Zweifel zerstreuten sich — es fügte sich doch wieder Alles verhängnißvoll aneinander zur Darlegung der Schuld — der beiden Brüder.

Einer allein konnte die That nicht vollbracht haben. Dazu war die Zeit, in welcher der Raubmord stattgefunden, doch zu kurz. Der ältere Jablonsky konnte nicht geschossen haben, da er, wie die sorgfältigste Ermittelung herausgestellt, kein Schütze war. Daß er aber bei dem Raubmord betheiligt war, dafür sprach seine aufgefundene Dose. Wen aber anders durfte er zu seinem Gehülfen und Werkzeug ausersehen haben, als seinen Bruder, mit dem er heimlich verkehrte, und der so viele verdächtigende Zeichen seiner Mitschuld von sich gegeben? — — Aber ein Geständniß fehlte! Auch die Confrontation schlug fehl. Der ältere Bruder beschuldigte den jüngern geradezu des Mordes. Er

sagte ihm in's Gesicht, daß er seine übereilte Mittheilung nur benutzt hätte, um die That zu vollführen und dann auf ihn zu wälzen. Er behauptete, daß ihm Stas die Dose gestohlen und dort verloren haben müsse, um ihn vollends zu verderben. Stanislaus blieb auf all' diese Beschuldigungen ruhig und gelassen. Er klagte nicht den Bruder als Mörder an; er sagte nur mit seiner weichen, klagenden Stimme: „Das hab' ich nicht um Dich verdient, Stephan! Gott mag richten!" Und so hart der junge Jablonsky auch von seinem älteren Bruder angegriffen und als der allein Schuldige dargestellt worden, als Beide abgeführt wurden, warf er ihm doch einen Blick voll Liebe und Zärtlichkeit zu, als wollte er sagen: Sieh', Du hast mir bitter wehe gethan, und ich schweige doch! . . . Aber gerade dies ruhige, gegen seinen Bruder so schonende Auftreten des jungen Burschen sowie sein ganzes Benehmen während der Untersuchung mußte gegen Einen von Beiden sprechen. Und wenn nun der ältere Bruder den Raubmord allein vollführt, allein geschossen hatte, trotz seiner Unfertigkeit im Schießen? War denn die Entfernung so weit? — Trifft nicht oft selbst ein schlechter Schütze das Ziel? Nachdem er den Raub verborgen — grübelte der Assessor weiter — und sich im Lande herumgetrieben, mag er erst von der Verhaftung seines Bruders gehört

haben, dann mag in ihm der Gedanke aufgestiegen sein, diesem, der an seiner Verhaftung, wenn auch wider Willen, schuld, den Raubmord zuzuwälzen. — —

Es blieb kein anderes Mittel, als die List zu Hilfe zu nehmen. Die Tortur ist abgeschafft, aber einen Gefangenen sicher machen, durch einen Mitgefangenen aushorchen lassen, das ist erlaubt; die allgemeine Sicherheit geht allen Rücksichten voran. So entschloß sich der Assessor, scheinbar die Sache bis auf Weiteres zu vertagen, bei erster Gelegenheit aber einem der Brüder einen Mitgefangenen zu geben, der sie ausholen sollte.

Diese Gelegenheit fand sich.

Ein herrenloser, dem Trunk ergebener Jäger wurde eingebracht, der bei einer Schlägerei einen Menschen verletzt und sich bei seiner Verhaftung gegen die Beamten ungebürlich betragen hatte. Es war ein liederliches, verkommenes Subjekt. Namentlich hatten ihn seine Schlägereien schon oft vor die Schranken des Gerichts geführt, wirkliche Verbrechen waren ihm bisher noch nicht zur Last gelegt worden, obwohl man ihn stark im Verdacht der Wilddieberei hatte; seiner Schlauheit war es stets gelungen, seinen Verfolgern zu entkommen. Er hatte in neuester Zeit wieder ein wildes Leben geführt, viel Geld ausgegeben und mußte gewiß in seinen Wilddiebereien ausgezeichnetes Glück gehabt haben.

Der Jäger war von mittler Größe, stark und breitschulterig, und wenn nicht der Alkohol seine Augen ausgebrannt und sein Gesicht aufgedunsen hätte, wäre er ein hübscher, stattlicher Mann gewesen, den jeder Gutsherr gewiß gern zum Förster gehabt hätte. War er nüchtern, so gab er sich von einschmeichelnd freundlichem Wesen und zeigte eine Bildung und geistige Gewandtheit, die einzunehmen wußte. Sobald er aber auch nur ein Glas getrunken hatte, fuhr der Dämon der Zank- und Streitsucht in ihn; er fand dann in jedem Worte seines Tischnachbars eine Beleidigung und ruhte nicht eher, als bis seine Faust mit den Schädeln einiger Bauern Bekanntschaft gemacht hatte. Freilich wurde es ihm auch ebenso oft vergolten, und gerade jetzt trug er den Arm in der Binde.

Der Assessor hatte kaum von der Verhaftung des Jägers gehört, als er diesen Mann augenblicklich am geeignetsten für seine Pläne hielt und sich darin auch nicht täuschen sollte. Er verhandelte deshalb allein mit ihm und las ihm zunächst die gegen ihn selbst gerichtete Anklage vor.

Der Jäger wollte wie immer betrunken gewesen sein und von der Sache Nichts wissen, die man ihm zur Last legte. —

„Sie wissen, das hilft Ihnen Nichts," entgegnete der

Assessor, „es ist jetzt das vierte Mal!“ Er nahm dabei eine bedenkliche Miene an. —

„Drei Monat, nicht?“ fragte der Jäger und blinzelte dabei listig mit den Augen. —

„Nein! So leichten Kaufs kommen Sie diesmal nicht davon!“ entgegnete der Assessor mit einem Lächeln über die Ruhe des Angeklagten. „Es ist der vierte Fall! Eine lebensgefährliche Wunde, und unter einem Jahre kommen Sie nicht davon!“

„Das wäre stark!“ entgegnete der Jäger und blickte dem Assessor ungläubig in's Gesicht. Als er aber den Ernst des Richters gewahrte, setzte er hinzu, auf seinen Arm weisend: „Man hat mich doch auch ordentlich appretirt! Ich behalte Zeitlebens einen steifen Arm, wie der Chirurg gesagt!“

„Wie können Sie nur den Trunk nicht aufgeben, der Sie noch einst zum Mörder machen wird!“

Der Jäger fuhr erbebend zurück. Dann sagte er ruhiger: „Herr Assessor, Sie sollten meine guten Vorsätze wissen! Ich habe schon tausendmal das erste Glas verflucht!“

Bei dem unverbesserlichen Trunkenbold waren fernere Ermahnungen nicht angebracht. Der Assessor ging daher auf seinen Plan über, gab sich den Anschein, als läse er noch einmal in den Acten, und sagte dann: „Sie

besuchen wohl die Scholtisei zu Polzin? Es ist das zweite Mal, daß Sie dort verhaftet werden!"

„Die Scholzenfrau ist mit mir verwandt!" entgegnete der Jäger mit einiger Betonung. —

„Und Sie besuchen sie oft?"

„O ja — Nein —" entgegnete der Jäger verlegen. —

„Wenn Sie oft Ihre Verwandte besuchen, waren Sie vielleicht am Tage des Raubmords in der Schenke und haben Sie die beiden Jablonsky gesehen?"

„Nein! Wer kann das sagen? Mit keinem Tritt bin ich hingekommen!"

„Wer kann das sagen? Sie sollen es bald sagen können! Sie dürfen als schwerer Verbrecher nicht mehr im Erdgeschoß bleiben, und doch ist oben keine Zelle leer! Ich werde Sie zum jungen Jablonsky sperren müssen! Sie sind ja jetzt nüchtern und daher friedliebend."

„Zu dem, Herr Assessor? — Einem — Raubmörder —!"

„Noch nicht, Törpe!" — so hieß der Jäger — entgegnete der Assessor ruhig. „Sie werden das ja bald finden, wenn Sie mit ihm eine Unterhaltung angeknüpft." —

„Er sitzt ja deshalb mitsammt dem Bruder; alle Leute warten täglich auf's Urtheil. —"

„Das geht nicht so rasch! Aber vielleicht können

Sie sich nützlich machen, und das würde Ihrer Strafe zugute kommen! Sie sind ein gewandter, gescheidter Mensch! Suchen Sie sich in das Vertrauen des Burschen zu setzen — Er ist noch jung —"

„Das will ich, Herr Assessor!" entgegnete der Jäger bereitwillig, „und es soll mir gar nicht schwer fallen! Ich war lange Zeit in Polen, ich kenne die Leute! Das Gericht kann sie todtschlagen, da gestehen sie Nichts, aber gegen ihresgleichen plaudern sie sich gern aus. —"

„Nun, versuchen Sie Ihr Heil!" erwiederte der Assessor erfreut, aber doch scheinbar ruhig. „Freilich ist es für den Gang der Sache ohne Bedeutung, aber wenn Sie klug und vorsichtig sind, könnte es Ihre Strafe mildern. —"

„Schon gut," entgegnete der Jäger und seine Augen funkelten, „wir werden bald so vertraut wie Brüder sein — Jablonsky und ich. —"

Wie seiner Sache gewiß, ließ er sich mit triumphirendem Lächeln in die Zelle des jungen Jablonsky führen.

Schon einige Tage darauf bat der Jäger um seine Vernehmung.

Etwas Tückisches, Dämonisches lag heute in seinem Gesicht. Wie konnte dies auch anders sein? Es war der häßliche Ausdruck eines Denuncianten! Dies elendeste der Geschäfte gräbt augenblicklich seine verzerrenden Linien in's Antlitz. —

Der Jäger berichtete: „Ich hab' ihn zutraulich gemacht und gethan, als ob ich Nichts von seiner Sache wüßte, und hab' ihm erzählt, daß ich einen Menschen in der Trunkenheit erschlagen; aber ich würde doch Nichts gestehen, und wenn sie mich in Stücke rissen. Dazu lachte der junge Kerl beifällig, als wären das auch seine Gedanken. Dann fragte er mich, ob man ohne Geständniß bestraft werden könne. „Bewahre!" entgegnete ich. „Sie müssen mich herauslassen! Da kräht dann kein Hahn oder Hund mehr danach!" „So hat der Bruder doch recht," murmelte er in seiner Sprache, weil er nicht denkt, daß ich sie verstehe! Glauben Sie mir, Herr Assessor" — so schloß der Jäger seinen Bericht —, „mein Stubengefährte ist der Schütze! Da ist keine Frage! Aber ich bin auf dem besten Wege, es ganz herauszubekommen! Wir sind schon intim!"

Der Spion hatte ein zustimmendes Lächeln, eine lobende Erklärung des Assessors erwartet und blickte jetzt verwundert in das kalte, verschlossene Antlitz desselben. Er glaubte darin nur eine Verstimmung darüber zu finden, daß sein Bericht noch so dürftig und unvollständig war. Als er wieder abgeführt worden, konnte der Assessor selbst nicht umhin, zu sagen: „Was hatte der Schuft für eine satanische Freude, den armen Burschen zu überlisten und ihn dem Messer der Gerechtigkeit zu überliefern!" ... Der Assessor erschrak, als acht Tage

später Törpe mit triumphirender Miene kam. Er kam mit einer Miene, als litte er selbst unter dem Druck der Gewißheit.

„Hat Ihnen Jablonsky Etwas anvertraut?“ fragte der Richter.

„Fragen Sie mich nicht, Herr Assessor! Geben Sie mir meine richtige Strafe! Ich mag Niemand — in's Unglück bringen —“

„Sprechen Sie doch! Wenn ich auch Ihre Bedenken ehre, es ist damit zu spät. Ich müßte Sie sonst zu Ihrer Aussage zwingen!“

Des Jägers Augen schienen sich zu feuchten.

Der Assessor erstaunte über das Benehmen. Trat wirklich Törpe's besseres Selbst und damit Theilnahme und Mitleid in den Vordergrund?

Der Jäger begann in gedämpftem, fast wehmüthigem Tone zu berichten. — —

„Er ist von seinem Bruder verführt worden, an dem er mit großer Liebe hängt, und für den er durch's Feuer gegangen wäre! Sein älterer Bruder hat ihm das Leben gerettet, und seitdem kann er mit ihm machen, was er will. Die Viehhändler machen alle acht Tage regelmäßig dieselbe Tour. So hat sein Bruder Alles vorbereiten können, hatte eine Doppelflinte im Walde versteckt gehalten — — denn daß die Händler die ihre vergessen würden, darauf konnten sie nicht rechnen; ja es war

dem jungen Jablonsky sehr fatal, er würde die Flinte nicht mitgenommen haben, wenn ihn nicht ein Gast daran erinnert und so dazu gezwungen hätte. Der junge Bursche hat dann dennoch den Fahrweg verlassen und mitten durch das Gebüsch den Waldweg aufgesucht. Er ist nur um wenige Minuten den Viehhändlern zuvorgekommen. Sein Bruder hatte indessen schon die Flinte bereit gehalten, und so hat der junge Bursche nur zielen und abdrücken dürfen! Dann ist er selbst wie ohnmächtig zusammengesunken und hat die bitterste Reue über seine That empfunden, während sein Bruder inzwischen die Ermordeten beraubte und mit dem Raube entfloh, als seine scharfen Augen in weiter Ferne einen Menschen gewahrten. —"

Der Assessor hörte mit Staunen. —

„Und Sie können diese Ihre geheime Aussage mit gutem Gewissen beschwören?" fragte er.

„Das kann ich!" entgegnete der Jäger fest.

„Und das müssen Sie!" wallte es im Assessor auf . . . Es lag kein Grund vor, dem Jäger den Zeugeneid nicht abzunehmen. Zwar war er eine mehrfach bestrafte Persönlichkeit, aber ehrenrührige Verbrechen waren ihm noch nicht zur Last gelegt worden, und so mußte zu seiner Vereidung geschritten werden. Der Jäger wurde in das schwarzverhangene Schwurzimmer geführt. Der Assessor las ihm noch einmal langsam

und deutlich seine Aussage vor. Eben wollte er den Jäger zur Ausstreckung der symbolisch Gott zum Zeugen anrufenden drei Finger auffordern, da gewahrte er erst, daß der Jäger, wenn auch nicht mehr den Arm, doch noch immer die rechte Hand verbunden hatte und das Protokoll mit seiner linken Hand unterschrieben haben mußte.

„Ich habe nicht bemerkt, daß Ihre Hand noch nicht geheilt ist," sagte der Assessor. —

„Das hat Nichts zu sagen! Ich kann den Verband abnehmen," entgegnete der Jäger. Er that es augenblicklich und erhob die Hand zum Schwur. — —

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„Halt!" rief plötzlich der Assessor. Der zum Schwur erhobenen Hand fehlten — zwei Finger. Der Mittel- und Goldfinger waren völlig abgelöst, und allein der Zeigefinger starrte in die Höhe —

„Mörder!" — stieß der Assessor sofort hervor. Instinctartig kam ihm das Wort. Er rief es, als hätte sein inneres Auge plötzlich den Schleier gelüftet und das Verborgenste an's Licht gebracht. „Du selbst bist der Thäter!" setzte er tonlos hinzu.

Törpe taumelte zurück. —

Das war die verstümmelte Hand, die über des Er-

mordeten Auge geglitten und ihn beraubt! Diese blitzartige Anschauung seines Geistes erschien dem Richter als keine Täuschung — sie war volle Wahrheit — das zeigten die kreideweißen Wangen des Elenden, das leise Zittern seines ganzen Körpers, das sein Geist vergeblich zu bewältigen suchte. Es war zu unerwartet, zu rasch über den Mann gekommen, als daß es ihn nicht aller Fassung berauben sollte.

Aber die Aufregung des Assessors wie des so plötzlich Angeklagten dauerte nur einen Moment: wenige Augenblicke später war auf beiden Gesichtern die frühere Ruhe, und Niemand hätte ahnen können, welch ein Sturm von Gefühlen und Gedanken ihre Brust durchwogt. Der Protokollführer und die beiden als Schwurzeugen zugezogenen Applicanten blickten wie versteinert auf den Assessor. — „Führt den Gefangenen fort!" befahl dieser und warf sich erschöpft auf einen Stuhl, die brennende Stirn in seine Hände bergend. Er wußte selbst nicht, was er gethan — vielleicht etwas Thörichtes, Unsinniges, und wie hatte er, der ruhige, ernste Mann, sich zu einem solch phantastischen Streiche hinreißen lassen, der an ein zweites Gesicht, an Hellsehen und all' dergleichen unheimlichen Spuk erinerte! Aber es war geschehen — nur mußte jetzt seine wogende Brust zur Ruhe kommen. —

Der Jäger versuchte zu sprechen, aber eine gebiete-

rische Handbewegung des Assessors brachte ihn zum Schweigen. Er wurde abgeführt.

Die Schwurzeugen verschwanden in einer andern Thür mit — einer leisen Klage über die entgangenen 5 Neugroschen Schwurzeugen-Gebühren! Fünf Neugroschen, die bei armen, ohne Diäten angestellten, hoffnungsvollen Schreibern einen bedeutenden Kassenausfall machen —!

Der Assessor raffte sich aus seinem Hinbrüten auf. Er war zu weit gegangen, hatte sich zu sehr vom Affect hinreißen lassen, um nun nicht die Sache weiter verfolgen zu müssen. Jetzt fiel ihm der an der Kiefer so scharf und glatt abgeschnittene Zweig ein. Der Doktor hatte den Schnitt „waidmännisch" genannt! Dann erinnerte er sich des lebhaften Widerspruchs, mit dem der Jäger die Vermuthung seiner Anwesenheit in der Scholtisei abgelehnt. Augenblicklich schritt er zur nochmaligen Vernehmung der Scholzenfrau. —

Diese kam und bekundete, daß der Jäger, ihr „Herr Vetter," sie am gedachten Morgen allerdings besucht hatte und Nachmittags noch einmal wiedergekommen wäre. Die sonst so schwatzhafte Frau war heute weit zurückhaltender und wollte die Stunde, in welcher der Jäger gekommen und gegangen, nicht bemerkt und auch vergessen haben. — Warum hatte der Jäger seine An-

wesenheit am gedachten Tage in der Scholtisei geleugnet? Man lügt vor Gericht nicht ohne triftigen Grund. Das allein, verbunden mit dem schuldbewußten Entsetzen des Jägers, als ihn der Assessor des Mords bezichtigte, gab dem Letztern wenn auch nur schwache Anhaltspunkte zur Verfolgung seines Verdachts. Er stellte Recherchen über den Lebenswandel des Jägers in den letzten Tagen an, über seinen Verkehr und Umgang, und diese brachten ebenfalls einen, wenn auch nur schwachen Schimmer von Verdacht. Der Angeklagte hatte zwar in der letzten Zeit viel Geld durchgebracht, aber dies war auch früher schon mehrfach der Fall gewesen; hier in der Gegend hatte er fast gar keinen näheren Umgang, weil seine Trunk- und Zanksucht ihm überall Feinde gemacht. Dagegen sollte er in der Nachbarstadt F. eine Zuhälterin haben. Der Name des Mädchens war, wie dies in kleinen Städten nicht anders möglich, wo Jeder die Herzensangelegenheit des Andern kennt, rasch ermittelt. Sie hieß Albertine Peters. Der Bericht der dasigen Polizei bezeichnete sie als eine Dirne, die ungewöhnlichen Aufwand mache und seit der Verhaftung des Törpe mit einem andern verrufenen Burschen ein Verhältniß angeknüpft. Wenige Tage darauf war das Mädchen mit ihrem neuen Geliebten aus F. verschwunden und allem Vermuthen nach nach Hamburg entflohen, um sich, wie

sie in letzter Zeit schon mehrfach geäußert, nach Amerika zu begeben. Sie mußte von den Recherchen Wind erhalten und ein Verflechten in die Törpe'sche Untersuchung gefürchtet haben.

Dies gab plötzlich der ganzen Sache eine andere Wendung. An mehrere Hafenplätze wurde die Flucht des Paares notificirt und um ihre Verhaftung gebeten. Es bedurfte aber deren nicht mehr. Der Assessor hatte mit einem kühnen Streiche Alles entschieden. Sobald er die Anzeige von der Flucht der Albertine in Händen hatte, ließ er den Jäger vorführen. Es war seit der Schwurscene das erste Mal. Ohne nur ein Wort zu sprechen, legte ihm Herr von Pförtner den Bericht der F.'schen Polizei vor. Anfangs ruhten die Augen des Jägers nur verwundert auf dem Papier, aber plötzlich begannen sie in wilder Wuth zu funkeln. Seine Wangen wurden erdfahl, Schaum trat vor seinen Mund, und ein Wuthgeheul wie das des Raubthiers, dem seine Beute entgangen, fuhr über seine Lippen.

„Lassen Sie die Natter verfolgen, gefangen nehmen!" keuchte er. „Sie soll nicht ihren Raub fortschleppen! Lassen Sie die Nichtswürdige nicht nach Amerika, die mich so schändlich betrogen! Mit Dem! Mit Dem!" —

Die wüthendste Eifersucht machte sich rege. —

„Es liegt kein Grund vor, ihre und ihres Geliebten Auswanderung nach Amerika zu hindern,“ entgegnete der Assessor kalt.

„Kein Grund?!“ schäumte der Jäger, und die Rache ließ ihn Alles vergessen. Er wollte lieber sein Leben auf's Spiel setzen, als den Gedanken ertragen, daß die Treulose mit ihrem neuen Geliebten in Amerika glückliche Tage verlebe und ihn und seine Dummheit verspotte. „Kein Grund?“ wiederholte er, und seine Brust hob sich; ein wildes, unheimliches Lachen quoll aus seinem Munde. „Sie muß verhaftet werden, denn sie geht mit dem Gelde der beiden Viehhändler davon, und ich — ich bin der Mörder!“ Kaum daß er diese Worte krampfhaft hervorgestoßen, schien ihn sein Bekenntniß zu reuen. Er streckte die Hände aus, als könnte er damit das in blinder Wuth und in Ueberstürzung hervorgestoßene, beflügelte Wort zurückrufen. Er sah das kalte, unbeugsame Antlitz des Assessors, das ihm zu sagen schien: „Du bist der Nemesis verfallen!“ blickte in die verwunderten, überraschten Gesichter der herumsitzenden Schreiber und fühlte, daß es zu spät und er unrettbar verloren war. Wie gebrochen sank er zusammen.

Wenige Tage darauf war auch schon das verbrecherische Paar kurz vor der Abfahrt auf dem Schiffe

festgenommen worden. Es hatte noch 1050 Thaler bei sich, das übrige Geld war schon durchgebracht. Das Mädchen gestand nach kurzem Leugnen Alles. Törpe hatte ihr, noch am Tage des Mords, eine Summe von über 1300 Thaler lachend in die Schürze geschüttet, die davon zerrissen, so daß die blanken Thaler in der Stube herumgerollt. Er habe auf ihre Frage, woher das viele Geld sei, geantwortet: „Geerbt, Tinel! Was sonst?" Sie hätte nicht weiter danach fragen mögen, weil sie seinen Jähzorn gefürchtet. Dann später, als sie von der Ermordung der Viehhändler gehört, hätte sie freilich geahnt, daß es wohl von dorther kommen möge; aber sie hätte von dem Mord Nichts gewußt, daran wäre sie unschuldig. Sie hätte endlich geglaubt, daß Törpe doch nicht mehr loskommen würde. Die Erkundigung nach ihr hätte ihr Furcht eingeflößt, und so wäre sie mit ihrem Geliebten entflohen.

Die neue Untersuchung nahm jetzt ihren raschen und ruhigen Verlauf. Zwar suchte der Jäger noch einmal sein Bekenntniß zu widerrufen, aber seine Widerstandskraft war gebrochen. Einsehend, daß seine so vorsichtig angelegte Sache doch verloren war, legte er zum zweiten Mal ein offenes und reumüthiges Bekenntniß ab. Es lautete dahin: Seine Geliebte hatte Geld von ihm verlangt und ihm gesagt, er bringe ihr nie Etwas. Wenn sie einen andern hätte, dann könnte sie in Sammt und

Seide gehen. „Das sollst Du auch!" hätte er ihr versprochen. Er hätte gewußt, daß die Viehhändler alle Wochen durch den Wald führen, und an jenem Tage wäre er in der Scholtisei gewesen, hätte bei den beiden Händlern die strotzenden Geldkatzen bemerkt, und damit sei der Gedanke in ihm aufgestiegen, sie zu erschießen und zu berauben. „Ich trank rasch meinen Rum aus, ging den Weg über die Wiesen, suchte meine im Walde versteckte Flinte und erschoß sie. — — Ich hatte mich mit dem Gedanken, einen Menschen zu erschießen, längst vertraut gemacht. Wenn mich bei meinen Wilddiebereien ein Jäger verfolgt, so hätte ich ihn auch eher erschossen, als mich gefangen nehmen lassen. Das wußten sie auch — aber zwei —!"

Er blickte dabei düster vor sich hin, als ob noch einmal die fürchterliche Scene vor ihm auftauche, dann fuhr er mit einem Seufzer fort: „Ich habe manches Wild erschossen, aber das war meine blutigste Arbeit! Die Geldkatze versteckte ich dort, wo ich immer mein Wild untergebracht; dann ging ich wieder zum Scholzen. Meine Muhme erzählte mir von dem Mord, und daß der junge Jablonsky eine Doppelflinte nachgetragen. Ich suchte ihren Verdacht auf den jungen Burschen zu lenken, weil ich" — setzte er mit einem hämischen Lächeln hinzu — „die schwatzhafte Frau kannte und wußte, daß sie ihre Meinung weiter verbreiten würde. — —" Und

das Finden der Jablonsky'schen Dose? Törpe hatte sie wirklich acht Tage vor dem Mord dem ältern Bruder entwendet, als er sich mit ihm in einer Dorfschenke befand, und Jener die Dose mit dem Taschentuch auf dem Tische liegen gehabt. Er stahl die Dose gerade zu dem Zweck, sie an der Mordstelle fallen zu lassen und den Verdacht von vornherein auf Andere zu lenken. —

Die Geliebte des Jägers wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt, er selbst ein halbes Jahr später unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge hingerichtet. Die Frau des Ermordeten kam zu diesem traurigen Schauspiel herbeigeeilt, und als sie den Delinquenten in gebrochener Haltung auf's Schaffot wanken sah, da erst war ihrer Leidenschaft Genüge gethan. Die Brüder Jablonsky waren sonach Beide unschuldig und wurden entlassen. Die letzte Annahme des Assessors hinsichtlich des jungen Jablonsky war die Wahrheit gewesen. Stanislaus hatte seinen Bruder für den Mörder gehalten; sein finsteres Drohen, dann die Gestalt des Entfliehenden hatte mit ihm so viel Aehnlichkeit gehabt, daß der arme Bursche nichts Anderes denken konnte. Deshalb auch seine falsche Angabe, daß der Entflohene groß und schlank, deshalb sein Erschrecken beim Finden der Dose und sein ganzes Auftreten während der Unter-

suchung. Beschränktheit und Heftigkeit des Charakters bestimmten den ältern Bruder, den Verdacht auf den jüngern zurückzuwälzen. Als Beide frei geworden, rannen ihm die heißen Thränen über die harten, gebräunten Wangen, und seinen Bruder fest an die Brust drückend, schluchzte er, daß Alle es hören sollten: „Kannst Du mir vergeben — Du — mein guter Bruder?" Sie hielten sich lange umschlungen. Es war eine herzerschütternde Scene, und selbst die vertrocknetste Schreibernatur wischte sich mit dem Schreibärmel verstohlen eine Thräne aus den Augen.

Doktor Schmidt und Herr von Pförtner behielten zuletzt volle Muße zur Fortsetzung ihres Principienstreits. Noch oft geriethen sie aneinander. Beide waren vortreffliche Menschen, Jeder in seiner Art. Sie gehören zu den Lichtpunkten meiner Erinnerungen.

Eine Moosthee-Geschichte.

Wir waren Tags zuvor bei dem Baron Warkotsch zur Jagd gewesen. Mein Studienfreund, Graf Wahlström, hatte sich bei der eisig kalten Luft und allzu eifrigen Ausübung seiner Waidmannslust einen tüchtigen Schnupfen geholt; unsere liebenswürdige Wirthin, die Baronin, ließ ihm daher einige Tassen isländischen Moosthee's auftragen, die ihm überhaupt bei seinem Brustübel, wie sie meinte, gute Dienste thun würden.

Wir mußten lächeln, mit welch' träumerisch-ernsten Zügen der ohnehin schwermüthige Freund in seine Tasse dampfenden Thee's schaute, ohne sie zum Munde zu führen.

„Schaut er doch in die Tasse," rief der Baron, „als ob ihm daraus die phantastischsten Traumbilder entgegen kräuselten und ihn in andere Sphären trügen."

„Vielleicht steigt ihm das wunderbare Inselland empor, von dem diese Blätter stammen; vielleicht hat unsern Odysseus dort auch eine Kalypso gefesselt, und aus dem kräuselnden Dampfe taucht ihm das Bild der süßen Zauberin herauf."

Der Graf erwachte aus seinen Träumereien; ein Zug des bittersten Schmerzes strich über sein schönes, düsteres Antlitz, als sei die wundeste Stelle seines Herzens unsanft berührt worden.

Ich blickte ihn betroffen an und sagte entschuldigend: „Wie konnte ich wissen, daß ich Dir mit meinem Scherz wehe thun würde, ahnen, daß —"

„Daß eine Tasse Thee schwermüthige Erinnerungen wecken könne," unterbrach mich der Graf, „und doch hattest Du Recht; aus dieser Tasse tauchten mir wunderbare, ja die schmerzlichsten Erinnerungen meines Lebens wieder auf."

Wir wurden aufmerksamer, und unsere Augen ruhten erwartungsvoll auf seinen Lippen.

„In Wahrheit, die wunderbar märchenhafte Insel tauchte vor mir auf," wiederholte der Graf, „ich sah den Geyser dampfen, den Hekla Flammen sprühen, das gespenstige Nordlicht über die Eisberge hüpfen und — meine Elva!"

Wie von der Macht der Erinnerung überwältigt, breitete er seine Arme aus, und eine Thräne blitzte in seinem dunklen Auge. Er blieb eine ganze Zeit in dumpfem Sinnen verloren.

Endlich legte unsere Wirthin ihre weiße Hand auf die Schulter des Träumenden und sagte herzlich: „Armer Freund, wir wollen nicht in Ihr Geheimniß

dringen; aber vielleicht ist's Ihnen ein Trost, theilnehmenden Freunden diese dunkle Seite aus dem Buche Ihres Lebens mitzutheilen."

„Und daß wir wahre, herzensbiedere Freunde sind, davon bist Du wohl überzeugt?" fügte ihr Gemahl hinzu.

Der Graf strich sich mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „Ich war's Euch längst schuldig, eine Episode aus meinem Leben mitzutheilen, die auf meine übrigen Tage einen ewig düstern Schatten werfen wird, und es ist Unrecht, daß mich dieser Thee erst auffordern muß, der Pflicht der Freundschaft zu genügen."

„Dann hab' ich doch Recht mit meiner Lebensmaxime, daß Alles zu Etwas gut ist," bemerkte ich; „hättest Du gestern Dir nicht auf unserer Jagd eine tüchtige Erkältung geholt, dann würdest Du heute von unserer aufmerksamen Wirthin nicht isländischen Moosthee erhalten haben und uns noch lange über Deinen Schmerz im Finstern tappen lassen."

„Still, still mit Ihren tiefsinnigen Meditationen," rief mir die Baronin zu, die mit großer Ungeduld auf den Beginn der Erzählung wartete. „Stören Sie unsern Freund nicht länger."

„Und spannen Sie uns nicht länger auf die Folter, denn wir Frauen —" bemerkte ich neckend. Die Baronin drohte mir lächelnd mit dem Finger, und ich schwieg, während der Graf jetzt das Wort nahm.

„Ich habe es oft erzählt, daß in meine Kindheit kein lichter, warmer Sonnenstrahl fiel, und daß ich im Schatten aufwuchs, mir selbst und meinen Träumereien überlassen. Kein liebendes Mutterherz bog sich zu mir nieder, ja ich habe die Sehnsucht darnach nicht einmal gekannt, weil Niemand mit mir davon sprechen durfte. Meinen Vater sah ich selten und dann nur kalt und düster, er hat mich nie geliebt, denn ich war das Ebenbild meiner Mutter, wie man mir später gesagt, und Beide hatte nicht freie Wahl, nur der eiserne Wille der Eltern zusammengeführt. Ich bekam Lehrer, Hofmeister, die ihre Pflicht thaten, aber das Bangen und Sehnen der Knabenbrust nach einem liebenden Herzen nicht begriffen, und immer verschlossener zog ich mich in mich selbst zurück. Am wohlsten war mir, wenn ich dem Schloß den Rücken kehren und am Ufer des Meeres herumwandern konnte, dort hab' ich oft gestanden, im Hinausschauen auf das wogende Element, da wurden meine Gedanken reif, da lernte ich den Ernst des Lebens fassen. Ich hörte oft das Klagegeheul von Weibern, die von dem tückischen Elemente ihren Mann, den Vater ihrer Kinder zurückforderten; ich sah überall rastlose Thätigkeit und Schaffenslust unter der harten Frohnde der Armuth, und dann war mir mein Nichtsthun zuwider, ich sehnte mich hinaus nach Arbeit und Gefahren; und als ich meine Studien absolvirt, litt es mich nicht

mehr zu Hause, ich mußte hinaus, mußte reisen, um in den fernsten Ländern Strapazen und Entbehrungen zu suchen und um meinen Wissensdrang zu befriedigen. Ihr wißt, welch ein begeisterter Anhänger der Naturwissenschaft ich schon auf der Universität war. Mit rastlosem Eifer durchwanderte ich nun Asien und Afrika. Mein Vater ließ mich ruhig gewähren; er schickte mir so viel Geld, als ich brauchte, aber kein Wort der Theilnahme.

„Ich war endlich müde geworden, durch Wüsten zu wandern, und reiste nach zweijähriger Rundreise nach Hause. Aber kaum daß die Küsten des Heimathlandes vor meinem Blicke auftauchten, war auch die Sehnsucht darnach gestillt; es fröstelte mich der Gedanke, im kalten, schweigsamen Schlosse des Vaters zu weilen, und statt den Landweg nach der Heimath einzuschlagen, blieb ich im Hafen und fuhr mit dem nächst abgehenden Schiffe wieder davon.

„Nach Island ging die Fahrt, und trotz meiner zweijährigen Weltwanderung klopfte mir das Herz in sonderbarer Erwartung nach dieser wunderbaren, märchenhaften Insel.

„Ich will nicht vom Hekla erzählen, der dort in der Nähe des Eismeeres, wie eine wildkochende Menschenbrust, in der Einsamkeit sich austobt, nicht von dem Geyser, der seine siedenden Fluthen zu den Wolken zu

spritzen sucht, nicht von den eisbedeckten Felsenwänden, die so ruhig, unbewegten Hauptes auf das Weltmeer starrend, mich doch so wunderbar anheimelten, daß ich stundenlang davon sprechen könnte; ich will nur von einem Menschenherzen erzählen, das ich dort fand und verlor.

„Auf meinen Streifereien durch die Insel kam ich ermüdet und dürstend zu einer Hütte, die dicht am Meeresrande auf einer Klippe stand und dort wie ein verschlagener Seevogel auf's Meer zu schauen schien. Das Häuschen war stattlicher und geschmackvoller, als ich sie bisher in den Dörfern der Insel auf meiner Wanderung angetroffen, und neugierig wagte ich einzutreten.

„Es war nur ein junges Mädchen in der Hütte, die mir auf meine Bitte um Wasser mit bereitwilliger Freundlichkeit und liebenswürdiger Anmuth ein Glas reichte. Es war dies nichts Absonderliches, denn Gastfreundschaft wird auf dieser einsamen Insel noch gepflegt; aber der liebliche Zauber, der über diese ganze Erscheinung ausgegossen, die wunderbar seltene Schönheit dieses Mädchens nahmen mich für den ersten Augenblick gefangen, und mein Blick ruhte mit unverhehlter Bewunderung auf der lieblichen Gestalt.

„Aber Du trinkst ja nicht!“ sagte sie freundlich im reinsten Dänisch, und ein Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ich bemerkte jetzt erst meine Unschicklichkeit, und ihr dankend that ich einen kräftigen Zug.

„Du bist ein Fremdling," versetzte sie wieder, „und doch wanderst Du so allein hier in unsern Bergen?"

„Und Du lebst so einsam hier auf dieser öden Klippe?" frug ich zurück.

„O nein, mit meiner Mutter," entgegnete sie lebhaft, „die nur in's Dorf gegangen ist, aber gleich zurückkehren und sich gewiß recht freuen wird, einen Landsmann zu sehen; denn Du bist doch ein Däne, nicht wahr?"

„Gewiß, Du hast's errathen!" war meine Antwort.

„Dann mußt Du warten, bis sie kommt!" und sie führte mich zurück in die Hütte und an's Fenster und sagte treuherzig: „Blicke hinaus auf die See, wenn Dir mein Schwatzen lästig werden sollte."

„Und wenn es mir nun angenehm wäre?" frug ich und legte meine Hand auf ihre Schultern, ihr tief in's Auge blickend. „Ich habe Niemand gefunden, der mich in seine Hütte genöthigt und so liebevoll zu mir gesprochen wie Du, und das thut doch dem Herzen unendlich wohl."

„Sie sah mich mitleidig an und entgegnete naiv: „Wenn es Dir in der Fremde so bang, warum bleibst Du dann nicht in Deiner Heimath, wo sie Dich gewiß recht lieb haben?"

„Auch dort hat mich Niemand lieb!" entgegnete ich düster, und sie schüttelte befremdet das Haupt, mich schweigend anblickend.

„Plötzlich sprang sie auf und flatterte einer ehrwürdigen Matrone entgegen und an ihren Hals. Dann führte sie die Matrone zu mir hin und sagte lebhaft: „Ein Fremder, eine Däne, Mütterchen, und ein recht guter, freundlicher Herr."

„Und das weißt Du schon Alles?" entgegnete die Matrone, und über die recht kummerbleichen, schwermüthigen Züge ihres Antlitzes flog ein leises Lächeln.

„Sie reichte mir die Hand und hieß mich als Landsmann willkommen, ohne aber, wie ich erwartet, irgend nach unserm gemeinsamen Vaterlande zu fragen.

„Die gute Frau bemerkte, daß ich von der Wanderung tüchtig durchgefroren, und nöthigte mich zum Warten, bis Elva mir einen Thee gekocht haben würde."

„Von isländischem Moose, wie heut?" frug ich albern dazwischen.

„Natürlich," war des Erzählers kurze Antwort. „Wie hätte ich es abschlagen wollen, da es mir dadurch vergönnt war, noch länger bei diesem lieblichen Kinde zu weilen, und mir noch dazu der Trank von ihren Händen bereitet wurde."

„Und heute nur von meiner Frau, quelle différence!" bemerkte lächelnd der Baron.

Der Graf fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort: „Es war eine köstliche Stunde, mir war's so traut, so gemüthlich bei diesen zwei Menschen, wie noch nie; ein rechter Frieden überkam mich, als sei ich jetzt im Hafen und unter Herzen, die endlich das heiße Sehnen meiner Brust stillen würden. Ich erzählte von meinen Reisen, von Afrika's heißem Wüstensande, von den Palmenwäldern und der Sonne der Tropen, und fühlte zum ersten Mal das Behagen, das Erzählen überstandener Abenteuer gewährt, wenn freundlich theilnehmende Herzen unsern Worten lauschen; und als ich schied, da waren wir drei Menschen so vertraut mit einander geworden, als hätten wir uns jahrelang gesehen, und unter warmem Händedruck und dem Versprechen des Wiederkommens schied ich von der gastfreundlichen Hütte, das Bild jenes Zauberkindes im Herzen tragend, das mitten unter eisbedeckten Klippen wie ein Schneeglöckchen rein und lächelnd aufgewachsen.

„Ihr könnt Euch denken, daß meine naturwissenschaftlichen Forschungen mich in die Nähe der Hütte fesselten; ich nahm im nächsten Dorfe mein Quartier und besuchte täglich mein lichtes Zauberkind, das immer neue Reize, in unschuldigster Natürlichkeit, vor mir entfaltete. Sie begleitete mich oft ein Stück des Weges auf dem Heimgange, und dann zögerten oft unsere Schritte, dann blickten wir mit einander auf das Meer,

das seine schäumende Brandung an die Klippen schickte, und ich horchte ihrem kindischen Plaudern, ihren Phantasien, wie sie sich von ihrer düstern Felsenklippe aus die übrige blühende Welt ausgemalt. Und wenn ich sie frug, ob sie nicht eine rechte Sehnsucht habe nach all' den Wundern, die dort hinter dem Meere ruhten, schüttelte sie den schönen Lockenkopf und meinte:

„Nein, nein; die Mutter hat gesagt, dahinter ist nur eine arge, böse Welt und auf unserer stillen Insel allein rechter Friede."

„Und wie hast Du Dir diese Welt ausmalen können?" frug ich.

„Durch gar hübsche Bücher, die mir die Mutter mitgebracht," war ihre Antwort.

„Es lag ein so kindlich-träumerisches, reiches Fühlen in ihrem Herzen, daß ich mit jedem Tage mich inniger an sie gefesselt fühlte und keinen andern Wunsch kannte, als in ihrer Nähe zu weilen.

„Eines Nachts weckte mich mein gutmüthiger Wirth, um ein prachtvolles Nordlicht anzuschauen, wie es selbst auf dieser Insel in solcher Pracht selten erscheine. Aber es war auch ein wunderbarer Anblick, wie sich diese dunklen Feuergarben über die eisigen Berge weglegten und sie mit dem trügerisch-schönsten Roth der Jugend umglühten. Diese dunkle Röthe war sonnenhaft, und doch fehlte ihr alles Mildverklärte, es lag etwas Wildes,

Phantastisches, Himmelstürmendes darin, das, statt wie die Sonne Segen zu bringen, wenn es gekonnt, lieber verzehren und vernichten wollte.

„Ich ging zur Hütte Elva's, um die beiden Frauen auf dieses wunderbare Schauspiel aufmerksam zu machen; aber Elva stand bereits auf der Klippe und eilte mir freudig entgegen, indem sie sagte: „Sieh, das ist wunderbar schön; wie gut, daß Du es noch siehst!" Sie lehnte sich an meine Schulter und wir blickten, in tiefes Schweigen versunken, auf das wunderbar großartige Farbenspiel. — Es war ein seliger Moment, dort — die Natur in einem Aufwande ihrer lieblichsten Zauberkraft, hier — ein zartes, liebendes Frauenherz, das sich zum ersten Male innig an mich schmiegte. Der Wiederschein des Nordlichts umfloß das zauberische Kind so mild und sanft, daß sie im Aether zu stehen schien. Und diese süßen, blauen Augen, die in voller Innigkeit zu mir hinaufschauten!"

Der Graf fuhr, sich vergessend, fort: „O, Du bist ein Engel; ich liebe Dich mit meiner ganzen Seele, Du allein hauchst mit warmen Zauberlippen die starre Rinde von meinem Herzen!"

Er streckte, ganz in seine Träume verloren, die Arme aus, als könne er das süße, liebliche Traumbild noch einmal an seine Brust schließen, und uns Allen zuckte es wehmüthig durch's Herz, als er aus seinen Träumen

erwachte, und sein Auge wieder die Außenwelt und uns gewahrte. Er schlug die Hände über das Gesicht und schwieg geraume Zeit. Wir sahen, wie heiße, dicke Thränentropfen zwischen seinen Fingern hindurchliefen, und wagten den von seinen schmerzlichen Erinnerungen überwältigten Freund nicht zu stören.

Erst nach einiger Zeit raffte sich der Graf wieder auf und begann von Neuem: „Ja diese Nacht war die schönste, glockenreinste meines Lebens. Ich habe in himmlisch-süßen Athemzügen das Glück der ersten Liebe gekostet, und die Erinnerung daran ist wie ein wogendes Meer, das alle Tiefen meines Herzens durchwühlt. Sie flüsterte mir dann beim Scheiden zu: „Sieh, von diesem herrlichen Nordlicht kannst Du auch in Deiner Heimath erzählen, das haben gewiß Wenige gesehen.“

„Und noch Wenigere Dich, Du feenhaftes, wunderliebliches Kind,“ entgegnete ich und drückte zum Scheiden einen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich ging am andern Morgen früh zur Matrone, um um Elva's Hand zu werben. Elva erröthete, als sie mich kommen sah, und als ich sie frug, wie sie geschlafen, da gab sie mir doch ohne scheues Zögern zur Antwort: „Himmlisch süß.“

„Ich wollte Elva's Mutter die ganze Gefühlsinnigkeit meiner Liebe hervorheben und darum meine trübe,

liebearme Jugend schildern und begann von dem Leben im Schlosse, von meinen Streifereien an der Küste, und mich ganz in jene Zeit versetzend, beschrieb ich lebhaft die Gegend.

„Sonderbar,“ bemerkte die Matrone nachdenklich, „wie Deine Schilderung alte, schmerzliche Erinnerungen weckt! Ein solches Dorf hab' auch ich gekannt, darin gelebt,“ und über ihr ohnehin schmerzdurchfurchtes Antlitz zog eine düstere Kummerwolke. Sie hatte längst mein Interesse für ihre Tochter bemerkt, und diese hatte in ihrer kindlichen Unschuld von dem in ihrem Herzen aufperlenden Gefühl kein Hehl gemacht, so daß es die Matrone zu erleichtern schien, endlich einem Freunde das dunkle Gemälde der Vergangenheit aufzurollen.

„Ich habe an der Seeküste meine Kindheit verlebt und war die einzige Tochter des Predigers im Dorfe,“ begann sie zu erzählen; „mein Vater stand bei der gräflichen Familie gut und mußte dem jungen Grafen Unterricht geben. Ich kam dadurch mit ihm in Berührung und frühe schon erwachte in unsern Herzen eine Neigung, die mit den Jahren sich zur ernstesten Liebe entwickeln sollte. Der junge Graf hatte an dem Sohn des Cantors einen Freund gefunden, und Beide klammerten sich in idealer Freundschaft an einander, der selbst dann kein Eintrag geschah, als auch in dem Letztern eine Liebe für

mich aufkeimte; ja diese Liebe zu einem gemeinschaftlichen Gegenstande schien ihre Freundschaft nur noch inniger zu machen.

„Wir verlebten alle Drei so manche gehobene, weihevolle Stunde, bis beide Freunde auf die Universität abgingen. Aber auch eine mehrjährige Entfernung hatte unsere Gefühle nicht verändert, nur stärker gemacht, und der junge Graf gelobte mir feierlich, mich als sein Eheweib heimzuführen. Er ging zurück auf's Schloß, den Kampf mit seinen Eltern zu bestehen, und ich durchlitt qualvolle Tage in gespannter Erwartung.

„Endlich sah ich ihn kommen, aber bleich und verstört, wie um ein Jahrzehnt gealtert; er preßte aus krampfhaft geschlossenen Lippen hervor: „Leb' wohl, ich konnte nicht anders!" und mich noch einmal unter einem Thränenstrom in die Arme schließend, stürzte er fort. Ich erfuhr von seinem Freunde, der in unserer Nähe eine Predigerstelle erhalten hatte und, um mich zu trösten, häufig mich besuchte, daß Willibald mannhaft dem Sturme und den Beschwörungen des elterlichen Hauses getrotzt und erst dann seiner Liebe entsagt, als ihm sein Vater seine schlechten Vermögensverhältnisse entwickelt und seine Mutter ihn auf den Knieen beschworen hatte, dem alten Namen durch eine standesgemäße Heirath den früheren Glanz zu

bewahren. Einige Monate später war er schon verheirathet. —

„Der junge Prediger setzte seine Besuche fort, und als mein Vater starb und ich mich so ganz vereinsamt auf der Welt fühlte, gab ich seinem ruhigen Werben nach und reichte ihm meine Hand. Wir lebten harmlos, glücklich. Mit zarter Sorgfalt wußte mein Mann die wunde Stelle meines Herzens zu schonen, und seine Jugendliebe blieb die nämliche, unveränderte, obwohl ich ihm kaum Etwas mehr als innige Freundschaft zeigen konnte. — Da plötzlich erhielt mein Mann von seinem Jugendfreunde einen Brief, der ihm die Verleihung der Predigerstelle in seinem Dorfe anzeigte. Es war eine wesentliche Verbesserung, und zum ersten Male, trotz meines Widerstrebens, handelte er nach seinem eigenen Willen und nahm die Bestallung an.

„Ich sah den Grafen wieder, er war in Trauer; seine Frau war gestorben, nachdem sie ihm einen Sohn hinterlassen. Sein Aussehen war sehr verändert, und wo früher in seinem Auge ein ideales Feuer aufgeleuchtet, da schien es jetzt wild und düster zu knistern; nur seine Leidenschaft für mich schien erloschen, und wir fanden bald Alle drei den rechten Ton heraus und verlebten im Nachglanz früherer Tage recht angenehme Stunden. Der Graf zeigte sich in jeder Weise als meines Mannes

treuester Freund und war stets bemüht, wo es galt, ihm einen Vortheil oder eine Gunst zu verschaffen, und dieser schloß sich in alter Anhänglichkeit an ihn an, während mich oft trübe Ahnungen beschleichen wollten.

„Sie sollten mich nicht getäuscht haben. — Der Graf theilte meinem Manne eines Tages mit, daß er ihm eine Bischofsstelle ausgewirkt, zwar auf Island, aber er solle sie nur annehmen und sich versichert halten, daß es seinem Bemühen gelingen werde, ihm schon nach Jahr und Tag einen Bischofssitz in der Heimath zu verschaffen. — Mein Mann fand darin ein großes Glück und dankte dem Freunde in beredeten Worten für seinen Beistand.

„Es war für mich ein harter Schlag; ich sah meiner Entbindung entgegen und konnte meinen Mann nicht begleiten, und doch duldete die Reise keinen Aufschub, da die Regierung, wie der Graf drängte. Ich sollte ihm nach einem Jahre folgen, wenn nicht der Graf inzwischen seine Entfernung ausgewirkt. Er reiste ab — und ich habe ihn nicht wiedergesehen!" — seufzte die Matrone und fuhr dann, weiter erzählend fort: „Nach acht Tagen genas ich eines Mädchens, Elva's; es wurde mein einziger Trost, denn zwei Kinder hatte mir der Tod bereits entrissen. Der Graf besuchte mich oft während meiner Krankheit; aber seine Besuche wurden mir unheimlich, eine sonderbare Beklommenheit lag auf

meiner Brust, wenn er sich mir näherte und mich mit seinen dunklen, brennenden Augen zu durchforschen schien. Immer deutlicher zeigte sich das Wiedererwachen der alten Liebe; nein, es war nicht mehr Liebe, es war Leidenschaft; und immer scheuer, ängstlicher zog ich mich vor ihm zurück. Es war mit seiner Verheirathung eine völlige Umänderung in ihm vorgegangen; er hatte sich, wie ich dann erfuhr, in einen Strudel von Vergnügungen gestürzt, um seine Schmerzen zu betäuben, und hatte damit sein besseres Selbst untergraben. — Er kam eines Tages wieder in seltsamer Aufregung, mich zu besuchen, und nahm neben mir auf dem Sopha Platz. Als ich mich scheu in die eine Ecke drückte, da faßte er leidenschaftlich meine Hand und frug: „Ist denn jeder Funke der alten Liebe in Dir erstorben? Du treibst ein grausam Spiel mit mir und ahnst nicht, wie es in meinem Herzen loht und glüht, wie ich Dich liebe, heißer, glühender, als je!" und als ich entsetzt über diesen leidenschaftlichen Ausbruch keines Wortes mächtig war, da sank er mir zu Füßen und rief: „Sei mein, ganz mein, mir allein gehörst Du, denn ich habe Dich theuer erkauft!" Er wollte mich in seine Arme schließen; ich stieß ihn mit aller Kraft von mir und frug voll Abscheu: „Das mir? dem Weibe Deines Freundes wagst Du diese Schmach anzuthun?" — „Nicht Freunde," entgegnete er finster und höhnisch, „dem Feinde, den ich gehaßt, der, während

ich gedarbt und geschmachtet und Qualen der Hölle ausgestanden, in dem Besitze eines Gutes geschwelgt, das von Anfang an mein war, an das ich mich mit allen Herzensfasern geklammert, und das mir kein Gott mehr zum zweiten Mal entreißen soll. Wisse denn," fuhr er in steigender Extase fort: „Dein Mann ist todt — wir sind frei — o, juble doch, Weib, fasse das unendliche Glück, daß unserer schwer geprüften, heißen Liebe ein Hafen winkt!" —

„Todt! — hallte es in meinem Herzen wieder, und verzweifelnd rief ich: „Mein Mann todt? Du lügst, es ist nicht möglich!" — „Er ist todt, ich schwöre es Dir zu!" betheuerte der Graf, der meine Worte mißverstanden, „und jetzt ist die Kette gesprungen, die Dich an den Ungeliebten gefesselt, und Du hast kein Recht, mir Deine heiße Liebe länger vorzuenthalten, denn Du liebst mich, Du mußt mich lieben, noch heut!" — und er drang von Neuem auf mich ein. — Blitzähnlich fuhr der Gedanke durch meinen Kopf, daß mein Mann nicht gestorben, daß er gemordet worden, und der vor mir Stehende der Mörder wäre, und ich rief entsetzt: „Ungeheuer, Du hast meinen Mann gemordet, aber die Früchte Deiner schwarzen That sollen Dir doch entgehen. Ich hasse Dich, mit derselben Gluth, wie ich Dich einst geliebt — hinweg, Mörder meines Mannes, meines Glücks!" — Er blieb wie niedergedonnert an der Erde ruhen, und

als ich drohend abwehrend die Hand erhob und wie eine Wahnsinnige den Fluch des Himmels auf ihn herabrief, da plötzlich wurde es in ihm Tag, daß er dennoch trotz seiner finstern, blutigen That sein Ziel verfehlt, er schlug die Hände in das Gesicht, und in ein wildes, satanisches Lachen ausbrechend, stürzte er davon.

„Die Mittheilung des Grafen bestätigte sich nur allzu schmerzlich; mein Gatte war auf einem seiner Amtsgänge ermordet worden. — Ich wollte wenigstens in der Nähe seines Grabes wohnen und sagte der Heimath Lebewohl, an die mich Nichts mehr kettete, als finstere, zum Wahnsinn peitschende Erinnerungen. Ich siedelte mich hier an, und die eingezogenen Nachrichten bestätigten meine erste Ahnung: mein Mann war durch einen der Leute des Grafen ermordet worden!“ —

Wir waren auf's Tiefste erschüttert von der Erzählung des Freundes und baten ihn, eine Pause zu machen, um sich zu erholen.

„Ich bin bald zu Ende,“ entgegnete er mit bitterem Lächeln und fuhr erzählend fort: „Ich hatte in gespannter Erwartung der Erzählung der Matrone gelauscht, und im Verlaufe derselben dämmerte mir immer klarer die Ahnung auf, daß mein Vater in dieser unglücklichen Geschichte eine traurige Rolle spiele. Hieß doch auch mein Vater Willibald, war nicht meine Mutter bald nach meiner Geburt gestorben, und erschien mir doch

Manches der Erzählung so bekannt, als habe es schon in der Kindheit wirr und undeutlich vor meinem Ohr gesummt? — Sollte ich nicht lieber das Räthsel ungelöst lassen, das vielleicht wie eine unheimliche Sphinx mein ganzes Lebensglück verschlang? Aber auch in mir regte sich die Oedipus=Natur, und ich frug klopfenden Herzens: „Wie hieß der Graf?" — Die Matrone sah mich betroffen an, sie gewahrte meine Aufregung und sagte zögernd: „Graf Wahlström!" — „Mein Vater!" bebte es unwillkürlich über meine Lippen, und Elva's Mutter fuhr bei diesem Ausruf, wie von einer Viper gestochen, zurück — und wir waren getrennt für immer!"

Der Graf holte tief Athem und machte erschöpft eine längere Pause, dann fügte er, als ob er über die letzten Vorgänge hinweggehen wolle, hinzu: „Nach acht Tagen fuhr ich gebrochenen Herzens in die Heimath. Mein erster Gang war diesmal zu meinem Vater, der, als ob die Welt geräuschlos an ihm vorüberziehe, im alten, finsteren Hinbrüten in seinem Lehnstuhl saß und in die Flammen des Kamins starrte.

„Ich bin länger auf Reisen gewesen, als ich sollte, Vater!" sagte ich beim Eintritt. — „Thut Nichts!" war seine Antwort, ohne ein Willkommen hinzuzufügen. — „Ich komme von Island, Vater!" begann ich von Neuem, und wie mit einem Schlage erwachte er aus

seiner Lethargie und wendete mir sein todtenbleiches Antlitz zu, auf dem die dunkle Flamme des Kamins wie verheerend auf und nieder zuckte. — „Von Island!“ lallte er kaum hörbar nach, und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust. Fast hätte ich Mitleid mit ihm empfunden, doch — er hatte nie ein Herz für mich gehabt; seine finstere That hatte, nach dem Wort des Dichters fortzeugend, mein ganzes Lebensglück in Scherben geschlagen; er mußte es wissen, was er mir gethan, und hingerissen von den Schmerzen der Erinnerung schilderte ich die Erlebnisse der letzten Tage. Er hatte sich wieder umgewandt und starrte wieder in die Flammen, kaum auf meine Worte hörend, und nur die Brust schien krampfhaft auf und nieder zu wogen. Gerade diese anscheinende Unempfindlichkeit, dies Starrsein riß mich zu heftigeren Ausbrüchen hin; ich klagte ihn als zwiefachen Mörder an, und als ich erschöpft von meinem Ausbruch der Verzweiflung geendet, stand er auf, und statt, wie ich erwartet, mich mit seiner noch größeren Wuth niederzudonnern, reichte er mir die Hand, sah mir mit einem Ausdruck von Liebe, wie ich ihn noch nie bei ihm gewahrt, in's Auge und flüsterte leise: „Verzeihe mir, mein Sohn!“ — und war im nächsten Augenblick durch eine andere Thür verschwunden. Ich wollte ihm nach, an seine Brust stürzen, ihm sagen, daß ich, sein Sohn, ihn lieben und die Vergangenheit vergessen

wolle; aber die Thür war verschlossen und blieb es auch, trotz meinem Flehen. — Ich setzte mich in den Lehnstuhl des Vaters und starrte, wie er, in die Gluth des Kamins; düstere, unheimliche Bilder tauchten mir auf; wie von tausend Qualen müde gehetzt, entschlief ich endlich — und am andern Morgen —"

Der Graf brach plötzlich seine Erzählung ab, stand auf und ging, ein kurzes „gute Nacht" sagend, auf sein Zimmer.

„Armer Freund!" riefen wir ihm bewegten Herzens nach, und wir athmeten freier auf, wie wir dies unter dem Eindruck seiner Erzählung und seiner anziehenden, schmerzbewegten Gegenwart nicht vermocht.

„Und am andern Morgen?!" wiederholte die Baronin und sah ihren Gatten fragend an.

„O, die Frauen!" entgegnete dieser, „und wenn es das Unheimlichste ist, sie müssen es wissen."

Ich nahm die Baronin in Schutz und bemerkte, daß ich selbst auf den Ausgang der Erzählung gespannt sei.

„Und nun wollt Ihr ihn von mir wissen," bemerkte lächelnd der Baron, „schon gut, ich sollte Euch schmachten lassen, wie ein echter Romanschreiber, aber nein, so grausam bin ich nicht. Besorge nur, statt des ärmlichen Thee's, eine ordentliche Bowle," wandte er sich an seine Gattin, „und ich will Euch so viel erzählen, als ich davon unter der Hand erfahren."

Die Bowle dampfte bald auf dem Tische, und wir suchten die düsteren Eindrücke durch den perlenden Glühwein wegzuscheuchen.

Der Baron begann, sich in die Brust werfend, so breit und umständlich zu erzählen und von den Quellen zu berichten, aus denen er geschöpft, daß seine Gattin und ich bald laut auflachen mußten, und dies allein hatte der gute, sorgsame Ehemann, der die Nervenreizbarkeit seiner Gattin zu genau kannte, nur bezwecken wollen. Ich darf seine Komik, die vielleicht hier am schlechten Platze wäre, nicht wiedergeben und nur so viel mittheilen, daß man den alten Grafen am andern Morgen todt in seinem Bette fand. Er hatte sich erschossen, wiewohl das Gerücht verbreitet worden, daß ihn der Schlag gerührt, was bei den wenigen treuen Dienern und der Isolirtheit des Schlosses wohl aufrecht erhalten werden konnte. —

Am folgenden Tage schon erhielt ich den Befehl zur schleunigen Rückkehr in die Residenz, und beinahe zwei Jahre vergingen, ehe ich das gastliche Haus des Barons wieder besuchen konnte. —

Man hatte mich sehr oft eingeladen, ohne daß meine Zeit mir einen Besuch gestattet, aber die letzte Einladung war so dringend gewesen, die Frau Baronin hatte unter den Brief ihres Mannes geschrieben: „Kommen Sie, eine Ueberraschung!" so daß ich endlich schon mich von

meinen Geschäften losmachen und reisen mußte. Und es war wirklich eine Ueberraschung — denn an der Pforte des Schlosses empfingen mich nicht nur die liebenswürdigen Wirthe, sondern auch Graf Wahlström, und diesmal nicht mit dem düsteren, schwermüthigen Ausdruck im Antlitz, sondern freudestrahlend und lächelnd, denn an seinem Arme führte er eine wunderliebliche Erscheinung, und mir sie vorstellend, sagte er mit dem seligsten Lächeln: „Meine Gattin — Elva!“ —

„Elva! wär' es möglich? dennoch!“ — rief ich erstaunt.

„Ja, dennoch!“ — war seine freudige Antwort.

„Und wie das Alles gekommen, wollen wir lieber bei einer Bowle Glühwein erzählen, als hier auf der Rampe!“ fügte lachend der Baron hinzu und zog uns in den Saal. — „Ist sie nicht schön?“ flüsterte er mir beim Hineingehen zu, und ich entgegnete begeistert: „Ein ideales Frauenbild!“ —

Die Baronin hatte dennoch, so heimlich wir auch geflüstert, unser Plaudern verstanden und drohte schalkhaft mit dem Finger. — „Keine Sorge!“ flüsterte der Baron seiner Gattin zu und küßte ihre Hand. — „Und keine Moosthee-Geschichten!“ entgegnete sie lächelnd. — „Gewiß nicht!“ betheuerte der Baron.

Wir setzten uns zu Tische und feierten das froheste, glücklichste Wiedersehen. Der Graf hatte nur Augen

für sein junges, schönes Weib, und jede Sorge schien aus seinem Herzen weggescheucht. Aber es lag auch eine solche natürliche Anmuth und Frische in dieser Erscheinung, die wohl im Stande war, aus dem düstersten Herzen einen lachenden Frühling zu zaubern. Welche Grazie in jeder Bewegung, welcher Hauch von Poesie schmiegte sich um die ganze zarte, reine Gestalt! — Der Freund hatte nicht zuviel gesagt; sie war ein unter harter Winterdecke aufgeblühtes Schneeglöckchen und schaute jetzt mit lächelnden Kinderaugen in die neue, unbekannte Welt. Alles war ihr fremd und erregte ihr Interesse, und ihre bewegliche Seele schien selbst das Fremdeste sich zu eigen zu machen.

Die Stunden verflogen im harmlosesten Plaudern, aber Niemand erwähnte den Verlauf der jüngsten Ereignisse, obwohl ich vergeblich das Gespräch dorthin zu spielen suchte. Ich mußte es aber endlich wissen, und als wir uns fröhlich „gute Nacht" sagten, hielt ich den Baron zurück: „Nur einen Augenblick, theurer Freund! Sagen Sie mir, wie hat er seine Perle noch gefunden?"

„Soll ich Sie wieder zappeln lassen?" frug lächelnd der Baron, in Erinnerung seines damaligen Erzählertalents; „aber nein, ich bin müde und will's kurz machen," fügte er, ein Gähnen unterdrückend, hinzu. „Die Erzählung jenes Abends hatte alle schmerzlichen Erinnerungen in der Brust des Grafen nur um so heißer

wachgerufen; es litt ihn nicht mehr hier im Vaterlande, er mußte zurück nach Island, um wenigstens in der Nähe seiner Angebeteten zu weilen. Die Mutter war erschüttert von dem Tode ihres Feindes, gerührt von der glühenden, ausdauernden Liebe des Grafen, und sie, die mit so viel Abscheu und Entschiedenheit den Sohn des Mörders ihres Gatten zurückgestoßen, gab jetzt ihren Segen zu der Verbindung. Und da die Mutter bald darauf gestorben, hat er sein Schneeröschen in unser wärmeres Klima gebracht, wo es noch Nichts von seiner Schönheit eingebüßt."

„Wahrlich nicht!" versicherte ich eifrig, und wir schüttelten uns die Hände.

Am andern Tage ging es auf die Jagd, und diesmal war es der Baron, der sich eine Erkältung geholt und trotz alles Remonstrirens „Moosthee" trinken mußte; aber dafür gab er auch, wie er meinte, zur Strafe keine „Moosthee-Geschichte" zum Besten.

Ein psychologisches Problem.

„Ich langweile mich entsetzlich hier,“ begann in einer kleinen Gesellschaft von Juristen der junge Staatsanwalt Dr. jur. Heller. „Was habe ich zu richten? Nichts als Diebstähle, Gaunereien! Nicht ein einziger bedeutender Fall, kein psychologisches Problem!“

„Sie sind köstlich, Staatsanwalt,“ scherzte ein alter Rath, „sollen sich die Leute todtschlagen, um Ihnen psychologische Studien zu geben? Ich danke Gott, daß in unserer Provinz die Verbrecher noch nicht so schlau und verschlagen sind wie in Euern großen Städten.“

„Und doch kann ich Deinen Unwillen nicht schelten,“ entgegnete sein Freund, der Assessor Berndt, sich an Heller wendend, „es ist immer interessant, die Nachtseite des menschlichen Daseins kennen zu lernen.“

Mißverstehen Sie mich nicht,“ erläuterte der junge Staatsanwalt. „Nicht die Schwere eines Verbrechens zieht mich an, sondern die Entstehung des Verbrechens im Kopfe des Thäters, wie es That wurde, in welchen Schleier es sie hüllte, wie dieser endlich langsam oder plötzlich zerriß, das weckt mein Interesse.“

„Sie suchen also Verbrechen aus der bessern Gesellschaft?“ fragte der Rath ironisch.

„Und daß die hier nicht vorfallen, ist natürlich,“ ergänzte der Assessor, „wo Jeder beobachtet und sein geheimstes Thun und Lassen von guten Nachbarn und Nachbarinnen ausgespürt wird.“

„O, wer weiß!“ bemerkte ein kleiner Referendar, im Bunde der Vierte, der bisher geschwiegen und beharrlich in sein Glas Glühwein geguckt.

„Ich sehe es schon, ich kehre wieder in die Residenz zurück,“ bemerkte Heller und ging schweigend im Zimmer auf und ab, während die Andern lustig fortplauderten.

„Still, was war das!“ begann er plötzlich aufhorchend und blieb stehen; seinem feinen Ohr war der Ton einer Glocke nicht entgangen.

„Ich schlug mit dem Löffel an's Glas,“ meinte der Referendar.

„Nein, das ist das Feuerglöckchen!“ rief sein Freund, und Alle bis auf den Referendar stürmten hinaus, der ruhig sitzen blieb, weil er Etwas schwerhörig und völlig überzeugt war, daß er nur an sein Glas angestoßen.

Draußen aber rasselten die ersten Spritzen an ihnen vorbei, Leute stürzten in wilder Hast hin und her. „Wo ist das Feuer?“ fragte der Assessor. „Wir wissen's

nicht!" riefen die Fortstürzenden. Die drei Freunde bogen vom Markt in eine Seitenstraße ein, um auf den glührothen Schein, der immer höher über die Häuser ragte, zuzusteuern, da hörten sie schon eine Stentorstimme rufen: „Die Arnold'sche Fabrik brennt!"

„Gott sei Dank, das ist wenigstens außerhalb der Stadt," rief der alte Rath und blieb stehen, während die beiden jüngeren Freunde weiter eilten. Es war ein entsetzliches Gedränge, das große schöne Gebäude stand in rothen Flammen und starrte wie ein Gedanke der Verzweiflung in die Nacht hinaus. Ein wildes chaotisches Treiben brauste umher, wie dies meist in kleinen Städten mit keinem geordneten Feuerlöschsystem zu sein pflegt. Alles tobte wirr und wild durcheinander, Jeder befahl, Keiner gehorchte, und die Flammen umspannten mit ihren Riesenarmen ungehindert schon einen höhern Stock.

Da brach sich plötzlich durch die Menge ein junges Mädchen mit aufgelöstem Haar, verzweifeltem Blicke Bahn: „Rettet das Kind, das arme Kind!" rief sie und zeigte auf einen Flügel des brennenden Stocks, und während Jeder noch unentschlossen zögerte, stürzte sie in das brennende Gebäude. Allein die beiden Freunde hielten sie zurück, die dort am Eingange beschäftigt waren, und der Assessor rief erschrocken: „Zurück, was wollen Sie thun, hier ist Nichts mehr zu retten!"

„Doch das Kind, das Kind! Es kann, es darf nicht umkommen!" und sie wollte sich den zurückhaltenden Händen entwinden.

„Wo ist es?" rief der junge Staatsanwalt.

„Im linken Flügel, im zweiten Stock," jammerte das Mädchen, „um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet es!"

Eine Leiter wurde angesetzt, und Heller stieg mit jugendlichem Thateifer hinauf. Die Menge blickte staunend auf das Unternehmen des kräftigen, gewandten Mannes, der blitzschnell mit einer Axt die Sprossen hinaufgeflogen — den Fensterrahmen eingeschlagen und ebenso schnell im Zimmer verschwunden war. Die Flamme züngelte schon aus dem Fenster. Da — da ist er! Unter lautem Jubel stieg er mit dem geretteten, in Betten gehüllten Kinde die schwankende Leiter hinab. Es war die höchste Zeit, einige Augenblicke nachher brach der ganze Flügel krachend zusammen.

Das junge Mädchen war die Erste, die den Retter des Kindes empfing. Sie sank vor ihm auf die Kniee, stammelte: „Dank, Dank!" und brach dann ohnmächtig zusammen. Der junge Mann übergab das Kind einem herbeieilenden, weinenden Dienstmädchen, die freudig erschrocken ausrief: „Es lebt!" und mit ihm davon stürzte.

Heller zog sich jetzt mit seinem Freunde zurück, um

all' den Beifallsbezeigungen und Bewunderungen der Menge zu entgehen, und unter manchen Scherzen des Assessors schlugen sie den Weg nach der Stadt ein. Natürlich fiel die Rede auch auf das junge Mädchen.

„Kanntest Du sie?" fragte Heller.

„Wie sollt' ich nicht, ist sie doch die Perle der ganzen Stadt, das reizendste Kind der Umgegend, und ich muß mich bei der nächsten Visite sehr entschuldigen, daß ich so schonungslos „Zurück!" gerufen; aber in solchen Momenten verliert auch der Besonnenste seine Glacéhandschuhe, mit denen er sonst Alles zart und schonend berührt."

„So sage mir doch lieber, wer sie ist," fragte Heller ungeduldig.

„Die Tochter des Mannes, dem heute die Fabrik abbrannte," war die Antwort.

„Dann ist sie die Schwester jenes Kindes — das —"

„Das Du vom Tode gerettet, sag's immerhin," ergänzte der Assessor. „Nein, durchaus nicht, sie hat keine Geschwister, und nur ihr gutes Herz kann sie zu dieser Handlungsweise getrieben haben; Einige halten sie dafür für eine Närrin, Andere für einen Engel."

„Sie ist das Letztere," bemerkte Heller nachdenklich.

Zwei Tage darauf erhielt Heller eine Einladung von dem Fabrikbesitzer, und aus Interesse, die Tochter

kennen zu lernen, nahm er sie an. Er wurde artig und zuvorkommend empfangen von Herrn Arnold, dessen weltmännische feine Bildung und freundliches Entgegenkommen auf den jungen Mann den günstigsten Eindruck machte. Der Fabrikbesitzer war ein großer, starker Mann, in seinem ganzen Wesen lag eine unbeugsame Ruhe ausgeprägt, die still und geräuschlos, aber mit eiserner Beharrlichkeit ihre Ziele verfolgt, und doch lag auf diesem Gesicht, diesen vollen Zügen keine Härte, kein trockener, dürrer Geschäftseifer, eher Etwas behaglich Weichliches, nur in den grauen, tiefliegenden Augen würde ein schärferer Beobachter Verstocktheit, Trug und Bosheit darum gefunden haben, weil es selbst den gutmüthig darüberhängenden, beinahe schläfrigen Wimpern nicht immer gelang, dies unheimliche Feuer zu verbergen. Er war gegen Alle, selbst gegen seine Untergebenen, höflich, er sagte selbst seine Befehle mit gelassener, tonloser Stimme, die mit der großen, stattlichen Persönlichkeit so wenig harmonirte, und doch vollzog man um so pünktlicher die gelispelten Anordnungen, weil man wußte, daß auf das geringste Versehen Entlassung folgte. Er führte ein großes Haus und war als gastfrei und freigebig in den ganzen Umgegend bekannt, er streute Hunderte mit vollen Händen aus und verschmähte es doch nicht, seinen Leuten den Lohn für eine selbst aus Krankheit versäumte Arbeitsstunde zu kürzen. Durch

seine Freigebigkeit, seinen Aufwand war er in den Ruf eines fabelhaft reichen Mannes gekommen und that jetzt um so mehr Alles, was demselben Vorschub leisten konnte, da leise Zweifel an seinem Reichthum laut geworden waren.

Bald nachdem der Fabrikbesitzer für die Rettung des Kindes seines Inspectors gedankt und dabei erwähnt, daß Elfriede, seine Tochter, dies Kind liebe und verzärtele, trat sie selbst ein. Das war nicht mehr das Mädchen jener Nacht mit den angstvoll verzerrten Zügen, sondern eine schöne, fesselnde Erscheinung. Eine leichte Blässe schien noch von den Eindrücken jenes schrecklichen Ereignisses über dem regelmäßigen Antlitz ausgegossen, und das Wilde, Leidenschaftliche ihres damaligen Erscheinens war einer sinnigen Ruhe gewichen. Die von breiten, schwarzen Flechten umrahmte Marmorstirn, die dunkeln, von langen, seidenen Wimpern verhangenen Augen, die feine zart gebogene Nase und ihre eigenthümliche und dennoch geschmackvolle Kleidung gaben ihrer ganzen Erscheinung einen südlichen Ton.

Elfriede erröthete vor der straffen, kräftigen Gestalt Heller's, und die Erinnerung an sein unerschrockenes, kühnes Handeln schien sie noch ganz und mächtig zu beherrschen; sie sagte ihm in den gewähltesten, herzgewinnendsten Worten ihren Dank und erzählte im Laufe der Unterhaltung, daß der Inspector sowohl wie der Vater

beim Brand verreist gewesen, die Wärterin des Kindes leichtsinnig in die Stadt gegangen und das Kind allein gelassen habe; da sei das Feuer ausgebrochen, die Wärterin zu ihr gestürzt mit der Nachricht, daß das Kind noch im Hause und in den Flammen umkommen müsse. „Ich weiß dann nicht, was ich gethan, nur Das weiß ich," fügte sie mit bedeutungsvollem Blick hinzu, „daß Sie das Kind gerettet."

Heller sprach sich bewundernd über ihr thatkräftiges Mitleid, ihre Entschlossenheit aus, wie dunkler Schatten flog es über das schöne Antlitz, und sie entgegnete erst nach einer Pause, als müsse sie nach Fassung ringen: „Es war meine Pflicht." Dem jungen Mann war das Benehmen Elfriedens entgangen, weil der Fabrikbesitzer seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ihm auf seine Aeußerung entgegnet, daß ihm viel mehr dies Lob gebühre, und daß er dem Brande sein Schlimmstes genommen, den Tod eines Menschenlebens.

Heller lehnte das Lob bescheiden ab und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen. Der Fabrikbesitzer warf nur von Zeit zu Zeit mit seiner leisen, klanglosen Stimme einige humoristische Bemerkungen hin, die von einem vielbewegten, scharfblickenden Leben Zeugniß gaben, während die beiden jungen Herzen sich bald in eine alle Saiten des Gemüths und des Geistes berührende Unterhaltung verflochten fühlten, und

als sie sich trennten, war es für sie entschieden, daß sie sich bald und öfter wiedersehen müßten.

Doch während der junge Staatsanwalt das Haus des Fabrikbesitzers immer eifriger besuchte und sich von Elfrieden immer inniger angezogen fühlte, liefen wunderliche Gerüchte durch die kleine Stadt. Es hieß, daß das Feuer auf Veranstaltung des Fabrikbesitzers angelegt worden. Die anfangs nur leise, wie blindgeboren, umhertastende öffentliche Meinung griff ihren Feind immer stärker an, man erwähnte seine schlechten Vermögensverhältnisse, die Eingeweihte genau kennen wollten, die hohe, sehr hohe Versicherung der Fabrik, das Vorhandensein geringer Vorräthe, die Abwesenheit fast aller Leute, ja endlich wurde selbst die Verzweiflung der Tochter zur Unterstützung des Verdachtes ausgebeutet — sie müsse davon gewußt und sich entsetzt haben, daß ein Menschenleben dabei verloren gehen solle. Die Feuerversicherungsgesellschaft erhob Bedenken, und da mehrfache schriftliche Anschuldigungen bei der Staatsanwaltschaft einliefen, sah sich der junge Beamte zur Einleitung einer Voruntersuchung genöthigt. Er kündigte es bedauernd dem Fabrikbesitzer an, der ruhig lächelnd entgegnete: „Sie kommen meinem Wunsch zuvor, ich wollte selbst darauf antragen, um das Gerede zum Schweigen zu bringen.“

Heller fühlte sich durch dies Wort sichtlich erleichtert

und übertrug das für ihn unmögliche Geschäft jenem Referendar, der am Abend des Brandes so bedeutungsvoll „wer weiß!“ gesagt und nun all' seinen Scharfsinn entwickeln wollte, um sich die ersten Sporen zu verdienen. Doch ergab die Untersuchung nicht die mindesten Anhaltspunkte zu einer Anklage. Keiner der Arbeiter wollte etwas Verdächtiges bemerkt haben, es war ein Sonntag gewesen, und darum waren nur die Wächter in der Fabrik geblieben; der Inspector, ein junger Wittwer, war zu seiner Braut gereist, die er binnen wenigen Wochen zu heirathen gedachte, es war Alles natürlich, Alles erklärlich. Dazu sagten der Inspector wie die Wärterin aus, daß Elfriede sich immer des Kindes angenommen, und fanden in ihrer Theilnahme nichts Befremdendes. Herr Arnold war bei seiner Vernehmung am ruhigsten; freundlich und artig gab er über alle Fragen Bescheid, legte seine Bücher vor, die von Kaufleuten geprüft wurden, und aus denen sich durchaus nicht sein Vermögensverfall herausstellte. Auch Elfriede hatte, allerdings bleich und zitternd, wie der junge Beamte bemerkt haben wollte, über die Vorgänge jener Nacht Auskunft gegeben und, als man sie gefragt, warum sie wegen des fremden Kindes so in Angst geschwebt, mit brennender Röthe im Antlitz und bebenden Lippen zur Antwort gegeben: „Welche Frage! Ein Menschenleben!“ Nur der Referendar konnte diesen

Ausruf des Mitleids und der edeln Entrüstung mißdeuten wollen, in Heller's und Berndt's Augen ward er zu einem neuen Glorienschein um ihr Haupt.

Elfriede ahnte wenig, in wie naher Berührung diese peinliche Angelegenheit mit dem jungen Manne stand, der auch in ihr Herz sich immer tiefer eingelebt, und sie sah klopfenden Herzens seinem Besuche entgegen. Vielleicht blieb er ganz fort, wenn er erfahren, was man ihr und ihrem Vater angethan, ach, sie fühlte es jetzt, sie liebte ihn, sie durfte ihn nicht mehr verlieren, wollte sie nicht vollends elend sein, und oft sagte sie tonlos für sich hin: „Jetzt, jetzt muß mir ein neuer Himmel aufgehen — wo —" ein Thränenstrom erstickte ihr ferneres Selbstgespräch. Sie kannte das Amt des jungen Mannes nicht, auf ihre Erkundigung nach dem Retter des Kindes war er ihr als Dr. Heller bezeichnet worden, wie man ihn auch in der ganzen Stadt nannte, weil er erst seit kurzem angekommen und sich überhaupt der Titel eines „Staatsanwalts" noch nicht eingebürgert hatte. Dazu hatte der Vater den jungen Mann gebeten, Elfrieden seinen Beruf für die erste Zeit noch nicht bekannt zu machen, da sie geschont werden müsse, und er allein ihr diese Mittheilung auf die geeignetste Weise machen würde. Heller versprach darum, obwohl es ihm schwer falle, Schweigen und dankte nochmals herzlich für seine freundlichen Winke dem Vater, der aber

jeden Dank ablehnte und gutmüthig lächelnd meinte: „Ich bin es der Ruhe meines Kindes schuldig."

Welche Liebe für sein Kind sprach sich in dem Benehmen des Fabrikbesitzers aus, und doch war es Heller aufgefallen, daß sonst eine kalte, fast schneidend kalte Höflichkeit zwischen Tochter und Vater herrschte; er hatte bemerkt, daß Arnold stets nur zögernd, fast furchtsam seinem Kinde ein liebes Wort sagte, ihr eine Ueberraschung oder Freude bereitete, daß Elfriede auch gerade vor des Vaters Herzlichkeit am meisten zurückschreckte. Vielleicht fesselte ihn diese Seltsamkeit noch fester an das Haus, ihm erschien sie auch als ein „psychologisches Problem," das er lösen müsse.

Wie klopfte Elfriedens Herz, als der junge Doktor trotz ihrer Befürchtung wieder erschien, und wärmer als gewöhnlich hieß sie ihn willkommen. Er sah ihre Erregtheit, sie wollte von jenem Vorfalle sprechen, und ihre Lippen suchten vergeblich nach den rechten Worten, aber er, ihre Absicht ahnend, sagte herzlich: „Lassen Sie Alles unerörtert, zwischen uns soll sich der Staub des Alltagslebens nicht drängen!" Wie sie auch versuchte, das Gespräch noch einmal auf diesen peinlichen Gegenstand zu lenken, er gab den Worten immer wieder eine andere Wendung. Elfriede war heute erregter als gewöhnlich, oft blitzte ihr Auge bei den Worten des jungen Mannes im reinsten Feuer, dann erlosch es plötzlich,

und ein Hauch tiefer Schwermuth schien sich um ihre Seele zu breiten. Heller schob diese ihm ganz neue Erscheinung an dem Mädchen auf die unglückliche Vernehmung vor Gericht; aber diese springende Laune, diese wechselnde Stimmung, diese Schwermuth blieb auch bei spätern Besuchen und ward immer vorherrschender in Elfriedens Gemüth. Vergebens suchte er sie zu bekämpfen, da sie ihn mit Sorge für das reizende Geschöpf erfüllte, und doch sah er sie nur in ihren bessern Stunden, wo sie, an seiner Seite, den blassen Kopf in die weiße Hand stützte und ihre Augen wie festgebannt auf ihm ruhten, er sah nicht ihr verzweifelndes Händeringen, ihr wildes Umherstürmen, nicht jenen Blick, der entsetzt beständig in einen Abgrund zu starren schien.

An die Stadtgerüchte, die noch immer nicht verstummen und zur Begründung ihres Verdachts sogar seinen lichten Engel beflecken wollten, indem sie ihr einsiedlerisches, zurückgezogenes Leben als ein Bewußtsein ihrer Schuld oder wenigstens Mitschuld auslegten, kehrte sich Heller wenig. Kannten diese Menschen Elfrieden? Ihre Seele? Er allein stand ihr nahe, unter seiner Berührung zuckte diese zarte Sinnblume scheu in sich zusammen. Vielleicht war auch ein dunkler Punkt in dem Leben ihres Vaters, der sie beängstigte und sie vor seiner Liebe zurückscheuen ließ, aber wenn Elfriede nur rein und unschuldig, dann war Alles gut!

Der junge Staatsanwalt warb, sobald er sich Elfriedens Liebe sicher wußte, bei dem Fabrikbesitzer um die Hand seiner Tochter, legte ihm dar, daß er vermögend genug, seiner künftigen Gattin eine behagliche, ja glänzende Existenz zu bieten und umsomehr seine Einwilligung hoffe, da er sich von Elfrieden geliebt glaube. „Sind Sie so sicher?" lächelte Herr Arnold. „Nun sprechen Sie noch mit Elfriede," damit reichte er dem jungen Manne die Hand, „meine Einwilligung haben Sie."

„Sie geben mir die Hand Ihrer Tochter!" rief Heller freudig bewegt, der Widerstand gefürchtet hatte, „o, wüßten Sie, wie glücklich Sie mich machen!"

„Aber ich muß noch heute verreisen und kann nicht mit Elfrieden sprechen," begann der Fabrikbesitzer von Neuem, „und bitte Sie daher, bei Elfriede mit dem heutigen Gespräch zurückzuhalten, ich will sie überraschen. Nicht wahr, Sie gönnen mir diese Freude für mein einziges, geliebtes Kind?"

Was konnte Heller thun als freudetrunken zusagen? Aber sehen mußte er wenigstens den Engel, den er bald für immer sein nennen durfte, und eilte schon am andern Tage zu Elfrieden. Er fand sie in melancholischer Stimmung, Thränen standen ihr noch im Auge, und als er nach der Ursache ihres Schmerzes fragte, gestand sie

ihm, daß sie um seinetwillen geweint. „Und weshalb?“ fragte er freudig bewegt.

„Weil wir uns trennen müssen, Bernhard, für immer trennen!“ Sie nannte ihn heute zum ersten Mal vertraulich bei seinem Taufnamen.

„Trennen? — Wie ist das möglich?“ entgegnete Heller. „Uns kann und wird Nichts mehr trennen,“ und innig wollte er Elfriede in seine Arme schließen.

„Doch, Bernhard, fliehe mich, ehe es zu spät!“ entgegnete sie abwehrend, „ich hätte Dich nicht an mich ketten, Dich von mir stoßen sollen, ich that es nicht, ich war zu schwach, weil mir zum ersten Mal die Liebe im Herzen auftauchte, aber jetzt muß es sein — flieh' mich, Bernhard, um Deiner und meiner Ruhe willen.“ Und aus ihren Augen drang ein Blick wie der des todtwunden Hirsches, der zusammenbrechen will, und ihre bleichen Lippen preßten sich wild zusammen.

„Elfriede! Was ist geschehen? Sei ruhig!“ bat jetzt Bernhard, „so, laß uns sitzen und höre mich gelassen an.“ Sie folgte mechanisch, ihre Seele schien in dunkle Träumereien verloren.

„Dich hat die Anklage so tief verletzt, und ich ehre Deine Zartheit, aber bist Du mein Weib,“ fuhr er wärmer werdend fort, „dann wagt es Niemand mehr, nur mit dem leisesten Hauch Dein Herz, Deinen Ruf zu

vergiften. Ach Elfriede, wüßtest Du, wie glücklich ich bin, wie nahe wir dem Ziel!" und er vergaß in der Wärme seines Ergusses sein Versprechen. „Ich will Dir nur vertrauen, damit Du lächelst und wieder Sonnenschein über Dein Herz gleitet; bald bist Du mein, ganz mein, Dein Vater willigt in unsere Verbindung; so lächle doch, Du schüttelst so wehmüthig das Haupt, hat meine innige Liebe das verdient? Liebst Du mich nicht?"

„Mehr als mein Leben!" rief Elfriede.

„Dann ist Alles gut," entgegnete Heller sichtlich erleichtert. „Sei heiter! Du weißt gar nicht, was Du für einen Mann erhältst, einen gar wichtigen, und bist Du erst mein Weib, dann ruhst Du sicher wie unter des Adlers Flügeln, das Weib eines Staatsanwalts wird man nicht zum zweiten Mal anklagen wollen."

Elfriede hatte, in ihre düsteren Träumereien verloren, anfangs auf den Zuspruch nicht geachtet, erst bei seinen letzten Worten wurde sie aufmerksam und zuckte dann, wie vom Blitz getroffen, zusammen, die Wangen wurden noch bleicher als gewöhnlich, ihr Auge blickte starr, und ein kalter Schauer schien durch ihren Körper zu rieseln. Plötzlich zuckte es in ihr auf, und sie rief in wilder Hast: „Das Weib eines Staatsanwalts? Was sagtest Du?" Und in steigender Erregung fuhr sie fort:

„O, das ist ein Wink des Himmels, daß ich endlich der Qualen ledig werden soll, der Qualen, die mich martern und zermalmen." Ein Thränenstrom brach unaufhaltsam aus ihren dunkeln Augen.

„Was ist Dir?" rief der junge Mann beängstigt, „Du sprichst ja wirr und verworren, fasse Dich, ich bin ja bei Dir, Dein Verlobter, der Dich schützt und Dein gequältes Herz zur Ruhe bringen will."

„O das sollst Du!" rief sie verzweifelnd, „mein Herz in Ruhe wiegen, klage mich an, mich, die Du liebst!"

„Mädchen, Du redest irre!" beschwichtigte Heller, „es klagt Dich Niemand an, ich schütze Dich!"

„Du mich schützen?" rief sie wie entsetzt, „Du, der das Verbrechen aufdecken soll? Klage mich an, der Brandstiftung! Ich — ich — bin schuldig!"

„Läst're nicht, Elfriede!"

„Lästern?" entgegnete Elfriede, ruhiger werdend, „Wahrheit ist's, bitter vernichtende Wahrheit; weil ich das Verbrechen begangen, in jener schwarzen Stunde, hat es mir das Herz zerfressen, mich vernichtet, und ich fühl's, auch Dich reiß' ich mit in den Abgrund."

Bernhard warf sich erschüttert auf einen Sessel und barg sein Gesicht in den Händen.

„Höre mich an, Bernhard, vielleicht hast Du dann

noch eine Thräne des Mitleids für mich," begann jetzt Elfriede, deren frühere Verzweiflung einer eisigen Ruhe gewichen, und sie erzählte:

„Meine Mutter starb früh, ich lebte mir selbst überlassen. Mein Vater gewährte jeden meiner Wünsche, er liebte mich nach seiner Weise. Nie griff er liebevoll sorgend in mein Seelenleben ein, nie ward meine Bildung eine geregelte. Ich trieb nur Das, wozu mich Neigung und Laune zog, ich las in meinen Mußestunden Romane auf Romane, bis ich dem Einen als ein phantastisches Mädchen galt, dem Andern als eine reichbegabte Natur . . . was weiß ich! Da bekamen wir einen Hauslehrer; er kam eben von der Universität und war noch voll jugendlicher Begeisterung für alles Große und Schöne. Er gab mir die alten Classiker in die Hand, und mit Begierde ergriff ich diese Lectüre, der junge Mann schwärmte mit dem Kinde für die Heroen des Alterthums und weckte in mir eine solche Begeisterung für diese großen Männer und großen Thaten, daß ich Nichts sehnlicher wünschte als eine Römerin zu sein, und diese Eindrücke, die ich durch spätere Lectüre sorgfältig pflegte, wurzelten so tief in meiner Seele, daß sie mir bis heute geblieben.

„Mein Vater kannte diese Begeisterung für das Alterthum, und mich schauert, er hat sie schrecklich auszubeuten gewußt. Er klagte in neuester Zeit fortwährend

über Verluste, daß er zu Grunde gehen und mit mir auf seine alten Tage in's Elend wandern müsse. „Nur Eins," fuhr er dann fort, „könnte mich retten, das Abbrennen der Fabrik, ich darf es nicht thun, aber wenn ich einen Freund hätte, der mir diesen Dienst erwiese, auf den Knieen würde ich ihm danken; aber siehst Du, solche Männer giebt es heute nicht mehr, nur in Deinem classischen Alterthume opferten sich Freunde für Freunde, Eltern für Kinder, Kinder für Eltern, damit ist's vorbei, und Dein Vater muß in's Elend wandern."

„Dämonisch erfaßte es mich, ich rief aus: „Vorbei, Vater? Gewiß nicht, ich fühle die Kraft in mir, für Dich das größte Opfer zu bringen, aber was Du forderst, ist ein Verbrechen."

„Ich fordere Nichts, mein Kind," entgegnete er sanft und ruhig. „Ein Verbrechen, meinst Du? das wüßte ich nicht, dieser Brand schadet Niemand, die Feuerversicherungsgesellschaft ist keine einzelne Person, die es empfindlich trifft, was willst Du? Im Gegentheil, der Neubau würde Tausenden zum Segen gereichen, die dabei Verdienst und Arbeit fänden, während sie jetzt am Hungertuche nagen. Doch — ich verlange Nichts von Dir, von Dir Nichts, Deine Schultern sind dafür zu zart, Du bist ein Mädchen." Der abgeschossene Pfeil traf, ich Unglückselige wollte stark, ein Mann sein, und da mein Vater mit dämonischer Geschicklichkeit mein

Gewissen täglich mehr einzuschläfern verstand, vollbrachte ich jene That, von der sich meine Seele jetzt schaudernd wegwendet.“

Bei den letzten, krampfhaft herausgepreßten Worten brach Elfriede erschüttert zusammen. Mit steigender Erregung und klopfender Brust hatte Heller ihrer Erzählung zugehört. So war es doch Wahrheit, eine grausige Wahrheit, wie der Medusenkopf, die plötzlich all' seine Blüthenträume erstarren ließ und den schönen Glauben an Elfriede schonungslos zerschlug. Schaudernd wandte er sich von ihr, der Unseligen, die einem düsteren Geschick verfallen war, und keines Wortes mächtig, wollte er ihr zum Abschied die Hand reichen. Sie schrak bei seiner Annährung auf, gerade sein Blick des innigsten Mitleids traf sie wie ein Dolchstoß, und in wilder Verzweiflung ihn mit den Händen abwehrend stürzte sie in ein anderes Zimmer.

Am folgenden Tage klagte sich Elfriede selbst des Verbrechens der Brandstiftung an und wurde mit ihrem eben von der Reise zurückgekehrten Vater verhaftet.

Das war ein Triumphgesang in der kleinen Stadt, das Volk war stolz, daß seine Stimme wieder einmal Gottes Stimme gewesen.

Heller legte, zu tief erschüttert von dem düsteren Ereigniß, sofort sein Amt nieder und kehrte in die

Residenz zurück, um dort in wissenschaftlichen Studien Vergessenheit zu holen, und errang sich endlich eine Anstellung bei der Universität. Sein Freund, Assessor Berndt, der vor kurzem die Stelle eines Rechtsanwalts erhalten, versprach Elfriedens Vertheidigung zu übernehmen und alle seine Beredtsamkeit aufzubieten, ihr Loos zu mildern. Elfriede dagegen wußte mit Aufopferung und seltener Besonnenheit von ihrem Vater jeden Verdacht der Theilnahme abzuwälzen, daß er freigesprochen, sie selbst aber zu fünfjähriger Arbeitsstrafe verurtheilt wurde. Sie trat sie nicht an, da sie Gift nahm, das ihr der Vater selbst verschafft haben sollte.

Heller hatte sein „psychologisches Problem.“ Es war mit seinem ganzen Leben erkauft.

Lady Macbeth.

Graf Waldheim hatte sich nach einem viel bewegten Leben auf sein altes Stammschloß zurückgezogen, um dort seine Tage in Ruhe und Einsamkeit zu beschließen. Vielleicht würde der noch in vollster Mannesblüthe stehende, kaum 50jährige Mann nicht so rasch den Freuden dieser Welt entsagt haben, wenn ihn nicht ein eigenthümlicher Umstand dazu gezwungen hätte. Sein ältester Freund, der General von Derenthal, war mit Hinterlassung einer einzigen Tochter gestorben und hatte ihn für die siebenjährige Waise zum Vormund und Beschützer ernannt. Beide Männer waren von Jugend auf befreundet gewesen, und die Kameradschaft in mehreren Feldzügen hatte das Band nur noch inniger gemacht, denn nicht allein daß die Freunde den Becher und das Lager mit einander getheilt, der Graf verdankte auch dem General die Rettung seines Lebens. Von wilder Kampfeslust beseelt, hatte sich Graf Waldheim bei einem Gefecht blind in die Reihen des Feindes gestürzt, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht der damalige Lieutenant v. Derenthal zu seiner Rettung her=

beigeeilt und ihn mit seinen Leuten aus dem feindlichen Getümmel herausgehauen hätte. Derenthal wurde, mit mehreren Wunden bedeckt, vom Schlachtfelde getragen, aber er hatte nicht allein das schöne Bewußtsein, den Freund gerettet zu haben, sondern auch die Genugthuung, daß seine glänzende Tapferkeit anerkannt und er rasch befördet wurde. Eine solche Freundschaft reicht weit über den Tod hinaus, und Graf Waldheim hatte kaum einige Zeilen von dem sein Ende nahe fühlenden General erhalten, als er aus Paris aufbrach und an das Lager des sterbenden Freundes eilte. Er kam zu spät. — Der General war bereits eine Leiche. Das kleine, am Todtenbett des Vaters kauernde, verlassene Mädchen blickte verwundert, mit thränenfeuchten Augen auf die hohe Gestalt des Grafen, der sich zu ihm hinabbeugte, es zärtlich küßte und dann mit bewegter Stimme sagte: „Weine nicht, ich werde Dir Vater sein!"

Der Graf hielt Wort, und der vornehme Weltmann, der mit seinem Geist und Witz in den höchsten Kreisen von London und Paris geglänzt, war jetzt glücklich, mit seinem Pflegekinde spielen und in den ganzen Himmel einer Kinderseele blicken zu können. Es war ein eigenes Schauspiel, wie der von den Genüssen des Lebens übersättigte, im Geiste früh gealterte Mann in dem Umgange mit dem harmlosen Kinde wieder jung wurde,

ja ihm eigentlich jetzt erst jene Jugendfrische durch die Brust wogte, die er früher nie gekannt hatte.

Kinder vergessen leicht selbst die theuersten Todten, und der kleinen Hedwig mußte es noch leichter fallen, denn sie hatte sich an ihren Vater nie recht anschmiegen können. Der alte General würde sich kindisch vorgekommen sein, wenn er seiner Tochter die ganze Innigkeit seiner Liebe hätte zeigen wollen, er hielt sich vielmehr gegen die Zärtlichkeit seines Kindes immer auf der Defensive. — Wie anders der Graf, dem konnte die Kleine ihr ganzes Herz schenken, ihn wie ein leichter, lustiger Schmetterling umgaukeln, ohne daß ihr des seligen Vaters militairisches „Stillgestanden" entgegenschallte. Der Graf hütete die Kleine wie seinen Augapfel, sorgte für die trefflichsten Lehrer, und so entfaltete sich Hedwig's Geist rasch. Der Umgang mit dem weltmännisch gebildeten Grafen gab ihr früh die beneidenswerthe Sicherheit und Hoheit des Wesens, die den Geist hoch über den Wechsel des Lebens erhebt, und ein sorgfältig geleiteter Unterricht weckte in ihr jene flammende Begeisterung für das Schöne und Gute, die nie erlischt.

Der General hatte zwar Hedwig ohne den Schutz naher Verwandten, nicht aber ohne den eines bedeutenden Vermögens hinterlassen, das unter der sorgfältigen Verwaltung des Grafen die Höhe von mehreren hunderttausend Thalern erreicht hatte, und das heran=

wachsende Mädchen würde wohl von zahlreichen Bewerbern umschwärmt worden sein, wenn nicht der Graf allen Verkehr mit der großen Welt sorgfältig vermieden hätte.

Nur ein einziger junger Mann, der Neffe des Grafen, hatte Zutritt in dem alten Schlosse, spielte und scherzte mit Hedwig, zeigte ihr die ganze Zuneigung eines Bruders, und deshalb setzte sich in Graf Waldheim der Gedanke fest, diese beiden wie für einander geschaffenen Menschen auf immer zu verbinden. Der Sohn seiner Schwester war arm, denn die junge Comtesse Waldheim war in jugendlicher Schwärmerei eine Heirath aus Liebe eingegangen, und ihr früh verstorbener Gatte, der Oberst v. Wille, hatte ihr Nichts hinterlassen, als eine kleine Pension, die kaum hingereicht hatte, ihrem Sohne die Epauletten zu verschaffen.

Graf Waldheim war, wie das Leute immer sind, die der Welt entsagt haben, trotz seiner angeborenen Herzensgüte heftig und eigensinnig; er nannte es freilich nur Charakterstärke, wenn er selbst bei den geringsten Kleinigkeiten auf Durchführung seiner Pläne beharrte, wie viel mehr mußte ihm die Verwirklichung einer Idee am Herzen liegen, die ihn wahrhaft glücklich machen konnte — die Vermählung Hedwig's mit seinem Neffen. Dadurch wurde er nicht genöthigt, seine Liebe, wie später sein Vermögen, zwischen den beiden ihm am

nächsten stehenden Personen zu theilen, und was das Schönste war, die geliebte Pflegetochter blieb in seiner Nähe. Der Graf hatte wohl bemerkt, daß allmählich eine innige Liebe für den Neffen in das Herz des jungen Mädchens eingezogen, und um so sonderbarer war es ihm erschienen, daß gerade Hedwig nur widerstrebend in seinen Lieblingsplan eingehen wollte. Die Gefühle des Neffen sorgfältig zu prüfen, hatte Graf Waldheim nicht für nöthig gehalten, er sah, daß der junge Mann seiner Pflegetochter die zarteste Aufmerksamkeit schenkte, und glaubte ihn vernünftig genug, daß er seinem offenbaren Glück nicht entgegentreten würde; Hedwig's Zögern dagegen galt dem Grafen nur als eine kindische Laune oder als jungfräuliche Scheu, und um der Sache ein rasches Ende zu machen, hatte der Graf seinen Neffen für diesen Abend zu sich beschieden, damit Hedwig's ohnehin schwacher Widerstand beseitigt und in aller Stille die Verlobung gefeiert werden könne.

Auf 6 Uhr Abends hatte Graf Waldheim seinen Neffen bestellt; die auf dem Kaminsims stehende prachtvolle Pendeluhr zeigte bereits fünf Minuten nach sechs Uhr, und der stets die größte Pünktlichkeit fordernde Graf begann unruhig in seinem Zimmer auf und ab zu wandern. „Es ist abscheulich, die Uhren bei uns differiren immer,“ murmelte er vor sich hin, — „wie anders in Paris — aber Ewald könnte längst wissen,

daß die Uhren von Goldbach stets zu spät gehen.“ Der Graf setzte seine Wanderung durch's Zimmer fort und blieb dann endlich sinnend vor der Pendule stehen. Es war ein höchst geschmackvolles Werk aus Paris, die Ciselir-Arbeit von getriebenem Silber stellte einen Knaben dar, der lachend mit verschwenderischer Hand Rosen ausstreut, die ein mürrisch aussehendes altes Weib, wie halb dazu gezwungen, in ihrer Schürze auffängt. „Das Glück streut übermüthig seine Blumen aus und frägt nicht, wem sie in den Schooß fallen,“ hatte der Graf die kleine Statuette oft gedeutet — heut trat es ihm lebendiger als je vor die Seele; auch er wollte glücklich machen, und man konnte noch zögern.

Der Zeiger der Uhr wies auf ein Viertel, auf halb sieben — länger vermochte der Graf nicht zu warten, eine Zorneswolke trat auf seine Stirn — nun sollte nur der Saumselige um deshalb kommen, damit sich das Wetter über seinem Haupte entladen konnte. So, noch mit dem ganzen Unmuth über die unerhörte Nachlässigkeit des Neffen auf dem Antlitz, trat er in das Zimmer Hedwig's.

Das junge Mädchen saß am Fenster und blickte wie in Träumen verloren hinaus in die blühende Landschaft. Ein Zug tiefsten Schmerzes zuckte um ihre Lippen, ein Paar Thränen glänzten in ihren Augen, sonst saß sie dort still, bewegungslos, wie ein Bild von Stein. Sie

hatte nicht einmal das hastige Hereintreten des Grafen bemerkt und wurde erst aus ihrem Hinbrüten durch dessen rasche Aeußerung aufgeschreckt: „Guten Abend, Kind, was denkst Du von diesem Taugenichts, läßt uns wie die Narren warten, c'est abominable!"

Hedwig raffte sich aus ihrem Sinnen auf, fuhr, indem sie sich erhob, leicht mit der Hand über die Augen und entgegnete mit mühsamer Fassung: „Er wird nicht kommen."

Dem Grafen würde zu jeder andern Zeit das Benehmen seiner Pflegetochter aufgefallen sein, denn sie war nicht wie sonst auf ihn zugeflogen, hatte nicht heiter seinen guten Abend erwiedert, und ihre Stimme klang jetzt so dumpf und traurig; aber heut in seiner Aufregung gewahrte er dieses fremdartige Wesen Hedwig's nicht, er staunte nur über ihre Antwort und entgegnete beinahe heftig: „Was sagtest Du, Kind? er wird nicht kommen? das wollte ich ihm nicht rathen!" und die Augen des Grafen funkelten in heftiger Aufregung, doch als müsse er rasch einen solch' wunderlichen Gedanken abschütteln, setzte er mit einer abwehrenden Handbewegung hinzu: „Pah, das wäre ja Tollheit! Ewald kennt meinen Wunsch, und er ist glücklich, ihn erfüllen zu können."

Hedwig schüttelte statt aller Antwort mit dem Haupte.

„Ich begreife Dich nicht — Du bist's allein, die schwankt und zögert — une caprice — ich weiß es wohl — oder hab' ich mich doch getäuscht?!" setzte der Graf fast erschrocken hinzu, als Hedwig mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes die Augen zu ihm aufschlug — „Liebst Du ihn nicht? dann freilich —" Wie muthlos ließ der Graf die erhobenen Hände sinken. Eine peinliche Pause trat ein. Hedwig wagte kaum zu athmen, eine tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, schweigend — rathlos starrte sie auf den Boden.

Die Abendsonne warf im Scheiden ihre letzten Strahlen in das Zimmer. Der Graf, dem jeder Sonnenuntergang ein kostbares Schauspiel war, sah einen Augenblick hinab. Auf der glatt geschorenen Wiese strich das Sonnenlicht in glänzenden, breiten Streifen dahin, dann flimmerte und zitterte es durch die Bäume des Parks und verlor sich endlich leise im Waldesdunkel.

War es das Sonnenlicht, das ihn geblendet, oder ein schmerzlicher Gedanke, der ihn erschüttert . . . seine Augen hatten sich gefeuchtet — aller Zorn und Unmuth war aus seiner Seele gewichen, und Hedwig's Hand ergreifend, sagte er mit der ganzen Zärtlichkeit, die er für sein Pflegekind hegte: „Kind, vertraue mir, öffne mir Dein Herz, ich habe ja Nichts auf der Welt als Dich und nur den einen Wunsch, Dich glücklich zu machen.

Ich weiß es nicht, aber mir ahnt, daß ich nicht mehr oft die Sonne werde scheiden sehen, und ich wollte Dich nicht ohne Schutz zurücklassen."

Hedwig lehnte sich, ohne alle Antwort, schmerzlich bewegt an die Brust des Grafen, als wollte sie sagen: „nur Dein Schutz macht mich glücklich." Der Graf verstand sie. Leise ihr sammetweiches, leider nur zu blondes Haar streichelnd, begann er von Neuem: „Hedwig, blicke mir in's Auge, sag' mir, ob Du Ewald liebst?" Die Pflegetochter folgte seinem Geheiß, sie erhob das Antlitz, das jetzt eine Flammenröthe bedeckte, ihre Brust schien stürmischer zu wogen, und mit feucht glänzenden Augen, als wäre sie glücklich, endlich dieses drückenden Geheimnisses ledig zu sein, entgegnete sie fest: „Ja, Vater, ich liebe ihn, so tief, so innig . . ." Sie hielt plötzlich inne; wie vor dem eigenen Bekenntniß erschreckend, bedeckte sie das Antlitz mit beiden Händen, und auf ihren Stuhl zurücksinkend, rief sie verzweifelnd: „Was hab' ich gethan! ich bin unsäglich unglücklich!"

Der Graf hatte mit Befriedigung das Bekenntniß Hedwig's, das seinem Scharfsinn Ehre machte, vernommen, um so weniger vermochte er sich die darauf folgende Verzweiflung des jungen Mädchens zu erklären. Zum ersten Mal gerieth der sonst so gewiegte Weltmann außer Fassung, weil ihm ein solcher Auftritt unbegreiflich war.

Wie heftig und auffahrend auch Graf Waldheim gegen seine Umgebung, Hedwig hatte von ihm nie ein rauhes Wort erfahren, heut aber siegte sein leidenschaftliches Wesen über seine grenzenlose Liebe; die Zornader auf seiner Stirn schwoll dunkler an, ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen, schon wollte er heftig losbrechen, aber ein Blick auf seine Pflegetochter, die ein Bild tiefsten Schmerzes dort saß, hemmte seinen Zorn. Nicht ohne Kampf gewann der Graf seine Fassung wieder, und mit aller Herzlichkeit wandte er sich zu Hedwig: „Kind, sage mir, was Dich quält, was hast Du gegen Ewald?" — aber sich plötzlich besinnend, daß dieser noch immer nicht gekommen, setzte er rasch hinzu: „dieser nachlässige Bursche, ich werde ihm Pünktlichkeit beibringen!"

„Ich sagte Dir schon, daß er nicht kommen würde," entgegnete Hedwig mit trübem Lächeln.

Der Graf wollte Etwas erwiedern, da stieß Hedwig fast krampfhaft heraus: „Gieb ihn frei, Vater, er liebt mich nicht, er kann mich nicht lieben, sieh' doch, wie häßlich ich bin!" Sie war aufgesprungen, und mit jener Selbsterniedrigung, wie sie oft jungen Mädchen eigen ist, warf sie zum ersten Mal einen fast grollenden, verächtlichen Blick auf ihr Spiegelbild, an dessen Häßlichkeit sie sich doch längst gewöhnt hatte.

Wohl war es ein von Blatternarben entstelltes Gesicht, denn Hedwig hatte als Kind an dieser gefährlichen

Krankheit gelitten, und die Spuren davon hatten sich nicht verwischen lassen, es fehlte diesem Antlitz der rosige Hauch der Jugend.

Graf Waldheim besaß ganz jene Elternliebe, der selbst das häßlichste Kind hübsch und anmuthig erscheint; die Blatternarben Hedwig's hatte er nie für entstellend gehalten, im Gegentheil glaubte er, daß sie dem Antlitz seiner Tochter einen gewissen Ausdruck gaben, und sie erstaunt anblickend, erwiederte er rasch: „Was sagtest Du da — Du häßlich? — Ewald schwärmt für Dich!"

„Das hat er nie gethan," war Hedwig's Antwort, „ich ahnte — ich wußte es schon, und wie gern hätte ich ihn vor Deinem Unmuth geschützt und Alles auf mich genommen, wenn Du nicht so rasch zur Entscheidung gedrängt."

Die Stirn des Grafen verfinsterte sich, doch mit jener Gelassenheit, hinter der sich oft sein heftigster Zorn barg, entgegnete er: „Du sprichst in Räthseln, ich verstehe Dich nicht."

„Ewald hat mir geschrieben, er kann nicht Deinen Wunsch erfüllen, weil sein Herz bereits eine Andere gewählt, an die ihn die glühendste Liebe fesselt; quäle ihn nicht, Vater; sieh', wir taugen nicht für einander, und so ist es gut!" — sagte Hedwig anscheinend ruhig, nur ein schärferer Beobachter würde bemerkt haben, wie tief ihr innerstes Seelenleben bewegt war.

Der Graf hatte nur die ersten Worte gehört, ein lang gedehntes „Oh" stieß er heraus, dann schlossen sich die scharfen, feinen Lippen; er trat an's Fenster, blickte auf den in einen dünnen Nebel gehüllten Park hinunter und trommelte mit den langen, aristokratisch zugespitzten Fingern auf die Fensterscheibe.

Hedwig kannte dies Vorzeichen eines nahen Sturmes; sie wußte, daß es dann am besten war, ihren Vater auf einige Augenblicke sich selbst zu überlassen. Geräuschlos glitt sie aus dem Zimmer, in der Absicht, nach einigen Minuten mit Licht dahin zurückzukehren, damit ihr kleiner Kunstgriff dem Grafen nicht auffällig werden sollte.

Graf Waldheim hatte sich eben vom Fenster hinweggewendet und wollte in hastigen Schritten das Zimmer durchwandern, da trat ein Diener ein und berichtete triumphirend auf eine Handbewegung seines Herrn: „Gnädiger Herr Graf, so eben ist Peter Kunz in's Schloß gebracht worden, die Jäger haben ihn auf der That ertappt, und der Amtmann bittet um Befehl, ob er ein Protokoll aufnehmen soll, damit er dann den Eloquenten — er wollte Deliquent sagen — den Gerichten übergeben kann."

Das edle Antlitz des Grafen verzerrte sich, fand er doch jetzt einen Gegenstand, an dem er seine Wuth auslassen konnte, und Peter Kunz hatte durch seine verwe=

genen Wilddiebereien den jagdlustigen Herrn ohnehin genug erbittert. Fast besinnungslos vor Zorn stieß er hastig heraus: „Wozu die Weiterungen, die Gerichte verschmieren mehr Papier, als der ganze Bursche werth ist, peitscht ihn durch und laßt ihn dann wieder laufen!"

Der Diener entfernte sich hämisch grinsend, um diesen Befehl, der dem ganzen müßigen Schloßpersonal wenigstens ein rohes Schauspiel gab, vollstrecken zu lassen.

Wie nach einem schweren Gewitter, kaum daß sich die Wetterwolken entladen, der Himmel um so tiefer und freundlicher blaut, als bereue er sein wildes Zürnen und als könne er die angerichteten Zerstörungen hinweglächeln, so giebt es Menschen, die nach dem ersten Ausbruch ihrer Wuth durch desto größere Milde Alles wieder ausgleichen möchten. Auch der wilde Zorn des Grafen war plötzlich verflogen, schon wollte er die Klingel ziehen und seinen verhängnißvollen Befehl rückgängig machen, aber das wäre ja eine „Charakterschwäche" gewesen, der durfte er sich nicht schuldig machen, und so folgte er leider nicht der Stimme seines bessern Selbst.

Als Hedwig mit einer Lampe vorsichtig hereintrat, erstaunte sie über die Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war. So überraschend schnell hatte sich sein Zorn noch nie gelegt.

„Komm, Hedwig, laß uns einen Spaziergang in den Park machen, es ist schwül im Zimmer," sagte der Graf mild und freundlich. Hedwig setzte die Lampe auf den Tisch, und weil Beide sich ihre innersten Empfindungen verbergen wollten, wandelten sie in alter Traulichkeit, von den gleichgültigsten Dingen plaudernd, aus dem finstern Schlosse.

Es war ein wunderbarer, heiliger Frieden, der ihnen aus der Natur entgegen wehte, als sie den Park betraten. Kein Lüftchen rührte sich, die Bäume standen schweigend — wie in Sinnen verloren. Der Mond war im Aufgehen und schien mit dem Nebel wetteifern zu wollen, die wunderlichsten Luftgebilde hervorzubringen.

Plötzlich drang ein wilder, gräßlicher Schmerzschrei vom Schloßhofe bis in die Mitte des Parks. „Was war das?" rief Hedwig erschrocken. Auch der Graf fuhr zusammen, beherrschte sich aber, und rascher vorwärts schreitend, sagte er kalt: „Der Schrei eines Thieres."

„Nein, nein, das war eine Menschenstimme," entgegnete Hedwig mit bangem Entsetzen.

„Wie doch der Schall weit trägt," erwiederte der Graf ausweichend. „Wir sind wohl zehn Minuten vom Hofe entfernt und doch —" er stockte und schien unentschlossen, ob er nicht umkehren solle, da gewahrte

er, daß ihr Spaziergang sie bereits zu weit und schon zu dem Gartenpavillon geführt, der am Ufer eines kleinen See's schlank und zierlich wie ein Feentempel die Waldeinsamkeit unterbrach. Es war doch zu spät ... „Laß uns dort niedersitzen," bemerkte der Graf auf den Pavillon zeigend und mühsam nach Fassung ringend. „Ich will Dir die Gesetze erklären, die solche Erscheinungen hervorrufen." Hedwig folgte willenlos; der Graf warf die Thür des Pavillons hinter sich zu und ließ sich dann rasch, wie vom Gehen erschöpft, auf einen Sessel nieder. Er sprach jetzt so eifrig, vielleicht um sich selbst zu betäuben über den Schall, über Luft und deren Bestandtheile, machte einen solch' gründlichen Ausflug in das Gebiet des Wissens, daß er erst am Schlusse seines Vortrags bemerkte, wie er diesmal an Hedwig eine sehr zerstreute Zuhörerin gehabt. „Ich habe meine Auseinandersetzungen über Luft wohl in den Wind gesprochen," sagte er scherzend.

„Mir kam der entsetzliche Schrei nicht aus dem Ohr," entgegnete Hedwig.

„Was Du thöricht bist," erwiederte der Graf, und um das peinliche Gespräch zum zweiten Mal abzulenken, griff er zu einem Mittel, das nicht fehlschlagen konnte. „Hedwig, sage mir lieber, wer die Dame ist, der Dich mein Herr Neffe nachzusetzen wagt."

Ein solch' plötzliches Wiederaufnehmen der trüben

Angelegenheit hatte Hedwig nicht erwartet; ein Ausweichen war nicht möglich, und ihrem edlen, hochherzigen Wesen widerstrebte selbst die kleinste Lüge.

„Adelheid Dorn," sagte Hedwig leise.

Da lachte der Graf hell auf; augenblicklich erschien ihm die Sache in einem andern Lichte. „Deine ehemalige Gouvernante — ich verstehe — in seinem kleinen Neste giebt es leider keine Corps de Ballet!"

Hedwig blickte erstaunt auf ihren Vater, sie begriff nicht, warum derselbe eine Liebe so leicht nahm, von deren leidenschaftlicher Gluth sie durch die eigenen Bekenntnisse Ewald's überzeugt sein mußte, und sie entgegnete ernst: „Vater, zertrümmere nicht sein Glück, er hat mich zum Vertrauten seiner Liebe gemacht, ich weiß, wie wahr und innig sein Gefühl für Adelheid ist," und ein tiefer Seufzer in der Erinnerung an jene schwerste Stunde ihres Lebens entrang sich ihrer Brust.

„Der Unverschämte! Von einer solchen Liebschaft mit Dir zu sprechen," erwiederte der Graf.

„Du täuschst Dich, Vater, wenn Du Ewald's Gefühl für Adelheid leicht nimmst, das ist eine Leidenschaft so wild und stürmisch, daß ich vor ihr erschrocken bin."

„Bah, Du kennst die Welt nicht," war die Antwort

des Grafen, „eine solche Leidenschaft ist wie Gebirgs-wasser, es braust und schäumt und verläuft sich doch rasch in Sand und Sumpf. Sei ohne Sorge, Hedwig, ich werde meinem Herrn Neffen schon den Kopf zurecht setzen."

Hedwig machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist zu spät; er ist doch für mich verloren," sagte sie in ruhig schmerzlicher Ueberzeugung.

Der Graf lächelte siegesgewiß, und um die trüben Gedanken seiner Pflegetochter zu verscheuchen, sagte er tröstend, auf den kleinen See weisend: „Sieh, welch' dichte, undurchdringliche Decke dort über dem Wasser ruht, und morgen muß doch vor dem Strahl der Sonne Alles verschwinden. So ist's mit dem Leben auch — nehmen wir's nicht zu schwer — es ist nur ein träger Nebel, der uns drückt — und er verschwindet leichter als wir glauben. Auch Du sollst noch glücklich werden, weiß ich doch nun, wie innig Du Ewald liebst, und mit einer solchen Liebe wirst Du ihm seine jetzige Thorheit gern verzeihen."

„Meine Liebe ist noch größer, als Du ahnst, Vater, sie kann entsagen!" rief Hedwig; ihr Auge glänzte, und ein idealer Hauch verschönte ihre unregelmäßigen Züge.

Ihre Welt- und Lebensansichten liefen zu weit aus-

einander, um noch heut eine Verständigung herbeizuführen, das fühlten Beide, und schweigend traten sie den Rückweg an.

Der dichter gewordene Nebel rieselte jetzt leise zur Erde ... so meine Hoffnungen — klang es in Hedwig's Herzen ... so wird sein Widerstand fallen — dachte der Graf.

Die hellste Morgensonne schien in das freundliche Zimmer der Frau Stadt-Syndikus Dorn. Es herrschte eine Ordnung und Sauberkeit in dem kleinen Raume, wie sie nur die sorgsamsten Frauenhände hervorzaubern können. Die braunen Mahagoni-Meubles glänzten, als ob sie eben aus der Werkstatt gekommen, wenn nicht ihre unmoderne Form verrathen hätte, daß sie sich bereits eines hohen Alters erfreuten. Tische und Komoden waren mit fein gehäkelten weißen Decken überzogen, schneeweiße Gardinen hingen am Fenster, und ein dunkelrother, etwas verschossener Teppich bedeckte beinah' die ganze Stube, die mit ihren hellen Tapeten licht und freundlich aussah.

Ein reicher Blumenschmuck zierte die Fenster; an einem derselben saß ein junges Mädchen mit einer feinen Näharbeit in der Hand. Es war eine volle, blühende Erscheinung: langes schwarzes Haar schlang sich in

breiten Flechten um die kleine, niedere Stirn, die dennoch durch ihre feinen Formen Geist verrieth. Das Antlitz war, trotz seines dunklen Teints, von einer bestechenden Schönheit. Etwas Hohes, Imponirendes lag in ihrem ganzen Wesen, und als sie sich jetzt von ihrer Arbeit aufrichtete und den Nacken zurückbog, geschah es mit der Würde einer Königin.

Am andern Fenster saß eine Frau in mittleren Jahren. Ein wachsbleiches, mageres Gesicht blickte unter schwarzem Haar hervor. Es war ein eigenthümliches Antlitz, voll Leben und Bewegung. Wenn diese Lippen sich öffneten, mußten sie von einer hinreißenden Beredtsamkeit sein, jetzt, wo sie geschlossen, lag ein Zug von Härte, ja fast von Grausamkeit um ihren Mund. Wer diese Frau sah, der begriff sogleich, daß er einer jener Stahlseelen gegenüber stand, die Alles unter ihren Willen beugen . . . oder brechen. Sie erschien, obwohl sie es nicht war, durch ihre Hagerkeit noch größer als ihre Tochter — ein paar große, dunkle Augen blitzten unruhig im Zimmer umher, als wollten sie noch irgendwo ein Stäubchen entdecken, das abgewischt werden müsse, und dabei klapperten die langen weißen Finger unermüdlich mit den Stricknadeln und reihten Masche an Masche, ohne daß die gewandte Strickerin einen Blick darauf wandte. Die großen Augen der Frau Dorn schweiften, als sie im Zimmer nichts Störendes

entdecken konnten, hinaus auf den Marktplatz, irrten dann hinauf zu den beiden Rathsthürmen, die gerade vor ihrem Fenster standen und in ihrer zierlichen Bauart den einzigen Schmuck des kleinen Städtchens bildeten. Auf der Rathsthurmuhr blieben ihre Blicke haften.

„Adelheid,“ rief Frau Dorn plötzlich. „In fünf Minuten ist es zehn; Du vergissest ja ganz Deine Stunden bei Gerichtsdirectors!“

Adelheid fuhr erschrocken auf. „Wirklich, Du hast Recht,“ sagte sie, auf die Uhr blickend. Sie warf ihre Näharbeit bei Seite, eilte in das Nebenzimmer und kam in wenig Augenblicken mit Hut und Schleier und ihren Büchern zurück. „Adio Mama,“ und Adelheid küßte die Mutter beim Abschied auf die Stirn. Eben wollte sie das Zimmer verlassen, als ein junger Offizier hastig hereintrat und, kaum daß er seinen „guten Morgen“ angebracht, verwundert rief: „Adelheid, Du willst doch nicht gehen, wenn ich komme?“

„Warum kommst Du so spät,“ sagte das schöne Mädchen schmollend, „ich habe schon seit einer halben Stunde auf Dich gewartet, und nun muß ich fort, ich habe Stunden!“

„Die dummen Stunden! Deine Fräulein Gäbel werden doch trotz all' Deiner Mühe alberne Gänse bleiben!“

Adelheid mußte lachen, und der Offizier fuhr lebhaft fort: „Laß' heut das Doziren, bleibe hier, damit ich wenigstens jetzt ein halbes Stündchen mit Dir plaudern kann." Das junge Mädchen schien nicht abgeneigt und warf einen fragenden Blick auf die Mutter, aber diese schüttelte kaum bemerkbar das Haupt.

„Nein, nein, noch darf ich sie nicht warten lassen," entgegnete Adelheid jetzt. „Leb' wohl, Ewald!" und noch ehe der junge Mann seine Bitte wiederholen konnte, war sie verschwunden.

„Goddam, die schändlichen „english lessons" haben mir schon die schönsten Stunden gestohlen," brummte der Offizier, „aber das muß ein Ende nehmen, nicht wahr, Frau Syndicus?" wandte er sich mit großer Herzlichkeit an die alte Frau.

„Ich hoffe es auch, nur sehe ich noch keinen Ausweg," entgegnete Frau Dorn. Sie legte das Strickzeug bei Seite, schob dem Offizier einen Lehnsessel an's Fenster, und einen flüchtigen Blick auf Ewald werfend, sagte sie: „aber was haben Sie, Ewald? Sie sind in solcher Aufregung — hat Ihr Oheim geschrieben?"

Der junge Offizier hatte sich's schon im Lehnsessel bequem gemacht, die Beine übereinander geschlagen, die Cigarrentasche herausgezogen und wollte eben Frau Dorn um Feuer bitten, als ihm diese schon einen bren-

nenden Fidibus präsentirte. Ein süßes Behagen glänzte in Ewald's Gesicht. „Sie verwöhnen mich, meine Theure, ich habe das immer gesagt!"

„Sagen Sie mir lieber, was Ihnen widerfahren!"

„Haben Sie es nicht bereits mit ihren klugen scharfen Augen auf meinem Gesicht gelesen?" erwiederte der junge Offizier, und als Frau Dorn drohend den Finger erhob, setzte er rasch hinzu, ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen ziehend: „Bitte, bitte, ich will artig sein; es ist eine fatale Geschichte, die mir den Abschied kosten wird — ich habe mich heut morgen mit meinem Hauptmann geschlagen."

Frau Dorn's Antlitz zeigte nicht die mindeste Bewegung. Ruhig, als ob ihr Ewald das leichteste Jagdabenteuer erzählt, entgegnete sie: „Dann wird Ihnen freilich nichts Anderes übrig bleiben, aber thun Sie es bald!"

„Und Sie zürnen mir nicht?" fragte der junge Offizier lebhaft.

„Wie könnt' ich das," entgegnete Frau Dorn nicht ohne Herzlichkeit. „Ich weiß es bereits, das Sie gerade für meine Ehre in die Schranken getreten. Ewald, Sie sind doch ein guter Mensch," fuhr sie lebhaft fort und ihm die Hand reichend, „wenn auch alle Welt über Ihre Wildheit klagt."

„Ja, Sie sind mein Schutz und mein Trost," erwie-

derte der junge Offizier aus innerster Ueberzeugung. „Sie leiten mich an so dünnen Fäden, daß ich es selbst kaum gewahre.“

Frau Dorn lächelte, und ihr bleiches Gesicht färbte sich etwas röther. „Wer kann das sagen? Ich liebe nur meine Tochter und ich vertraue Ihnen, daß sie dennoch durch Sie glücklich werden wird.“

„Das soll sie auch, ich nehme meinen Abschied, kaufe mir ein Gut — Teufel, hätte mir mein Oheim erst geschrieben!“ unterbrach der Offizier selbst seine Phantasien, „nun ich hoffe das Beste. — Ihr Rath war, wie immer, vortrefflich, daß ich mich an Hedwig wenden und an ihren Edelmuth appelliren sollte, das ist Etwas, wo sie sich in ihrer ganzen Größe zeigen kann.“

„Ihr Oheim wird schwerlich nachgeben,“ bemerkte Frau Dorn.

„Er muß!“ entgegnete Ewald, und sein frisches, blühendes Gesicht zeigte einen wilden Trotz. „Wenn er mir für den Anfang einige Tausend Thaler giebt, dann mag er brummen so viel er will.“

Es klopfte, und ein Offizierbursche steckte vorsichtig den Kopf herein: „Herr Lieutenant haben befohlen, das Brief nachzubringen,“ begann der Bursche, dessen gebrochenes Deutsch den Polen verrieth. „Gieb her!“ rief Ewald ungeduldig und riß dem Soldaten den Brief aus der Hand. „Geh!“

Hastig las Ewald den Brief, während Frau Dorn den Ellnbogen auf das Fenstersims stützte und jede Gesichtsmuskel des Lesenden scharf beobachtete. Ewald lachte wild auf, als er den Brief zu Ende gelesen, und ihn Frau Dorn einhändigend, sagte er voll Unmuth: „Hält mich der alte Mann für einen Knaben? Da lesen Sie!"

Der Brief war in elegantem Französisch geschrieben, und Frau Dorn hatte Mühe, den Inhalt zu entziffern.

„Mein Herr Neffe! Es freut mich, daß Sie sich durch eine kleine Liebschaft die Zeit zu vertreiben wissen. Morgen reise ich zu Ihrer Mama; ich erwarte Sie dort, und wir alten Leute werden Ihnen hoffentlich den Kopf wieder zurechtsetzen. Schwatzen Sie mir aber nicht mehr von Liebe und Leidenschaft, das hat keinen Sinn bei alten Weltmännern, wie ich Einer bin; bedenken Sie das Wort des großen Herzens-Anatomen Balzac: „Die Liebe ist die ärgste Falschmünzerin; sie weiß Kupfer für Gold auszugeben, aber leider wird man nur zu bald enttäuscht, und aus Gold wird Kupfer wieder."

„Was werden Sie thun?" fragte Frau Dorn gespannt.

Ewald blickte unschlüssig auf die Mutter seiner Braut. Sie hatte längst den jungen Mann durch die

Ueberlegenheit ihres Geistes in Fesseln geschlagen; er war in ihren Händen wie weiches Wachs, und seine sonst unbändige, wilde Natur sträubte sich niemals gegen die Herrschaft dieser klugen und gewandten Frau. Sie besaß ein eigenes Talent, ihm das Leben behaglich zu machen, ja sie allein bildete den Kitt, der diese beiden jungen Herzen zusammenhielt. Adelheid war zu jung, zu keck und lebenslustig, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf die Eigenheiten ihres Bräutigams zu achten, und nur den verstohlenen Winken Frau Dorn's gelang es, daß Adelheid dem jungen Offizier wie eine stets aufmerksame, liebeswürdige Frauengestalt erschien, die ihm einst das Leben zum Paradiese machen sollte. Ewald war ein verwöhntes Muttersöhnchen; hier bei Frau Dorn fand er zum ersten Mal jene Sorgfalt für all' seine kleinen Eigenheiten und Lieblingsneigungen, die ihm das elterliche Haus in so reichem Maße geboten, die er überall schmerzlich vermißt, und die schwärmerische Neigung, die er für die Gouvernante Hedwig's gefaßt, wurde dadurch erst zu einem unauflöslichen Bande, das er weder zu zerreißen die Kraft noch den Willen hatte.

Leichtsinnig und etwas geistig beschränkt, wie viele seines Standes, fehlte ihm noch dazu jener sittliche Halt, der vor völligem Untergange schützt. Der junge Mann war froh, daß er Jemand gefunden, der für ihn dachte und ihn zu leiten suchte, ohne ihm, wie seine Mutter,

durch trockne Moralpredigten lästig zu fallen. Frau Dorn hatte stets ein entschuldigendes Lächeln für sein tolles, thörichtes Treiben.

Wie liebenswürdig auch Frau Dorn sein konnte, sie war dennoch nicht beliebt, ja in der kleinen Stadt Goldbach beinahe gefürchtet. Trotzdem sie vor vielen Jahren aus weiter Ferne hierher gezogen, waren doch dunkle Gerüchte über sie im Umlauf. Sie sollte zwei Männer gehabt haben, die Beide eines plötzlichen Todes verstorben — man munkelte, daß sie eine Nachtwandlerin sei, und so war um diese Frau der Schleier eines häßlichen Geheimnisses gebreitet, der ihre Nähe für die guten Kleinstädter unbehaglich machte. Nur Ewald achtete nicht auf das Geschwätz; auf die leisen Andeutungen seines Hauptmanns hatte er heftig und aufgeregt geantwortet und seinen Vorgesetzten so stark beleidigt, daß ein Duell nothwendig wurde, das glücklicherweise nur mit einer leichten Verwundung des Hauptmanns endete.

Auch jetzt erwartete Ewald in gewohnter Abhängigkeit die Rathschläge der klugen, erfahrenen Frau, von deren Trefflichkeit er sich schon oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte.

„Reisen Sie hin, und wir wollen sehen, ob Sie dem Sturm gewachsen sind,“ sagte Frau Dorn ruhig.

„Können Sie noch zweifeln?" frug Ewald lebhaft. „Ich setze Alles dran, um an's Ziel zu kommen."

„Alles?" wiederholte Frau Dorn mit Betonung. —

Am andern Morgen reiste Ewald zu seiner Mutter, die in einer fünf Meilen von Goldbach entfernten Provinzialstadt ein kleines Landhaus bewohnte und in den eingeschränktesten Verhältnissen lebte, um ihrem Sohn eine reichliche Zulage senden zu können. Er hatte ihr Tags vorher brieflich seine Lage auseinandergesetzt, ihr auch bekannt, daß er seinen Abschied genommen, und die geängstigte Frau empfing ihn mit Thränen in den Augen.

„Mein Sohn, was hast Du gethan? was wird Dein Oheim sagen? nun sind wir völlig elend; ach und Deine unglückliche Liebe! das wird nicht gut enden! Ich habe vor Kummer die ganze Nacht nicht schlafen können."

„Beruhige Dich doch, Mütterchen," sagte Ewald mit dem ganzen Leichtsinn der Jugend, „von meinem Oheim will ich Nichts als etwas Geld, seine schöne Pflegetochter kann er behalten."

Ewald saß noch bei seinem Frühstück, welches ihm die Frau Mama nach obigem Excurs aufgetragen, da brachte der Reitknecht des Grafen die Nachricht, daß Graf Waldheim den Herrn Lieutenant v. Wille im Hotel „zu den drei Bergen" erwarte.

Der Oheim hatte es also verschmäht, bei der Schwester Quartier zu nehmen; das war freilich ein schlimmes Zeichen.

Mit dem festen Entschluß, dem Zorn des Grafen die größte Ruhe entgegen zu setzen und ihn nicht zum Aeußersten zu reizen, wanderte Ewald von dem Landhause der Mutter in das eine Viertelstunde entfernte Haindorf, zu welchem eine prachtvolle Kastanienallee führte.

Der Graf empfing seinen Neffen eisig kalt, und mit einem vornehmen Lächeln wies er seine Zärtlichkeit zurück. Trotz der warmen Mailuft brannte ein Feuer im Kamin, an dem der Graf in einen Pelz gehüllt saß und von Zeit zu Zeit mit einem Haken das Feuer schürte.

„Ich habe nicht mehr das innere Feuer, das Du besitzest," begann der Graf spottend, „und leide an einer Erkältung." Graf Waldheim liebte solch' doppelsinnige Redensarten, und ohne auf das beinahe herzliche Bedauern seines Neffen zu achten, fuhr er fort: „Mir ist wirklich nicht wohl, und da Du auch krank bist, so ist es besser, wenn wir uns in drei Tagen wiedersehen. Uebrigens habe ich mit Vergnügen gehört, daß Du Deinen Abschied genommen — ich werde alt, und Ihr Beide, Du und Hedwig, sollt mich pflegen."

Ewald wollte Etwas erwiedern, selbst zur Bitte sich bequemen. „Kein Wort!" unterbrach ihn der Graf, „Du hast drei Tage Bedenkzeit, um zu prüfen, was angenehmer, mein künftiger Erbe und Besitzer eines großen Vermögens zu sein, oder als Lieutenant a. D. am Hungertuch zu nagen. Nur Hedwig's Hand bringt Dir eine große Besitzung, und damit Gott befohlen!" — Mit der ganzen Hoheit, die dem Grafen eigen war, verabschiedete er seinen Neffen.

Bestürzt, keines Wortes fähig und doch das Herz voll wilden Zornes schritt Ewald hinaus. Schon hatte er einen Fuß auf der Treppe, da hörte er seinen Namen rufen. Es war Hedwig, die aus einer Seitenthür heraustrat und ihn mit mildem, versöhnendem Lächeln zuflüsterte: „Verzeihe mir, daß Du durch mich leiden mußt; aber ich gelobe Dir, daß ich freudig Dir jedes Opfer bringe, welches Du von mir fordern solltest."

Wäre seine Leidenschaft für Adelheid Dorn nicht so stürmisch und gewaltig gewesen, Ewald hätte heut in Hedwig's Augen lesen müssen, daß ihm hier ein Herz entgegenschlug, so wahr, tief und innig, als nur ein Frauenherz schlagen kann.

Ewald blickte zerstreut auf das junge Mädchen. „Du bist gut, ich weiß es wohl, aber helfen muß ich mir allein." Er stürmte fort, um sogleich an Frau Dorn zu schreiben und ihr den Empfang bei seinem

Oheim und seine peinliche Lage zu enthüllen. Seiner Braut wagte er in dieser unruhigen, ihn hin und her hetzenden Stimmung nicht unter die Augen zu treten, und so zog er es vor, zu schreiben.

Frau Dorn hatte kaum den Brief ihres künftigen Schwiegersohns erhalten, als sie sofort sich entschloß, nach Heindorf zu reisen, um Ewald in diesen entscheidenden Stunden zur Seite zu stehen. Adelheid mußte die Gattin Ewald's werden, der zwar jetzt ein mitteloser, unbedeutender Mensch, aber als künftiger Erbe des Grafen Waldheim ihrer Tochter eine glänzende Zukunft bot. Um den jungen, verwöhnten Mann mit dem behaglichsten Comfort zu umgeben, hatte sie sich in Schulden gestürzt, und deshalb hing an der Verwirklichung dieser Hoffnung ihr einzig Glück und ihre ganze Zukunft, und sie mußte um jeden Preis erreicht werden.

In einem abgelegenen Gasthofe kehrte Frau Dorn ein; Ewald, um den heißen Bitten und Vorwürfen seiner Mutter zu entgehen, saß stundenlang bei seiner künftigen Schwiegermutter im eifrigsten Gespräch, und nach einer solchen Unterhaltung, die sein Blut heißer und siedender zu machen schien, stürzte er sich, um sich völlig zu betäuben, in einen wilden Strudel von Vergnügungen.

So waren die drei Tage abgelaufen — und weniger

ruhig als das erste Mal trat Ewald seinem Oheim gegenüber.

Der Graf empfing ihn heut in alter Freundlichkeit, und noch ehe Ewald zu Worte kommen konnte, sagte er, die Hand vertraulich auf des Neffen Schulter legend: „Nicht wahr, mein Junge, Du bist jetzt vernünftig geworden?"

„Oheim, haben Sie Mitleid mit mir!" rief Ewald leidenschaftlich, „fordern Sie Alles von mir, nur das Eine nicht; ich kann nun und nimmer Ihren Wunsch erfüllen!"

„Ich fürchte, Neffe, Du machst einen dummen Streich," sagte der Graf. „Nur Narren zertreten so rasch ihr Glück."

„Nur Sie allein wollen mein Glück einer thörichten Laune willen vernichten," entgegnete Ewald heftig.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr Neveu," sagte der Graf sarkastisch, „ich frage Dich noch einmal, willst Du Dich dieser thörichten Laune fügen?" zwischen den schmalen Lippen preßten sich die letzten Worte nur mühsam hervor. Die Augen des Grafen funkelten und schienen den Neffen durchbohren zu wollen.

„Nein!" entgegnete dieser fest und blickte trotzig zu dem Grafen auf.

„Gut, Du hast gewählt," erwiederte der Graf bei=

nahe tonlos, man sah es dem bleichen, düstern Gesicht an, daß ihm ein Lieblingsgedanke zerschlagen worden. Er dachte an Hedwig, die er nun doch nicht glücklich machen konnte, und deren Herz langsam brechen mußte. Seine Augen begaunen sich zu feuchten, und von dieser Stimmung überwältigt setzte er weicher als bisher hinzu: „Ewald, Du weißt nicht, was Du thust, indem Du die besten Herzen rücksichtslos von Dir stößt."

Der junge Mann sah darin nur einen letzten Versuch des Grafen, ihn für seine Pläne zu gewinnen; erbittert über diese Hartnäckigkeit entgegnete er gereizt: „Ich habe meinen Entschluß gefaßt, und selbst die Thränen alter Weiber können mich nicht davon abbringen."

„Bube!" knirschte der Graf und erhob die Reitpeitsche, die auf dem Tische lag. Ewald griff an seinen Degen — so standen sich die beiden Verwandten einen Augenblick drohend und in höchster Erbitterung gegenüber.

„Bah," stieß der Graf heraus und gewann seine Fassung wieder, „ich werde Dich besser züchtigen, als mit diesem Dings da," und er warf die Peitsche bei Seite. „Ich reise nach Hause, mache noch heut mein Testament und Hedwig zur Universal-Erbin, und sie soll mir schwören, daß sie Dir nicht im gewohnten Edelmuth das geringste Almosen zuwirft."

Ewald lachte wild auf. „Was härmt mich Ihr Testament, zahlen Sie mir jetzt eine bestimmte Summe und machen Sie mit Ihrem Plunder was Sie wollen."

Der Graf blickte ganz erstaunt auf seinen Neffen, als wollte er sagen: „Bist Du verrückt?" und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Nicht von der Stelle!" schäumte Ewald auf, „Sie haben als nächster Verwandter die Pflicht, mich zu retten, ich bin der Verzweiflung nahe, Sie müssen mir diese einzige Bitte erfüllen — oder —"

„Keine Drohungen!" entgegnete der Graf, „oder ich ziehe die Klingel."

„Oheim, zertreten Sie nicht mein ganzes Glück!" rief Ewald in höchster Aufregung, „gewähren Sie mir nur den zwanzigsten, den hundertsten Theil Ihres Vermögens und ich bin im Stande ein neues Leben anzufangen," er wollte dem Oheim zu Füßen stürzen, der ihn daran verhinderte.

„Keine Scene!" bemerkte der Graf kalt und schneidend, „Du erhältst weder durch Drohungen noch durch Bitten von mir einen Pfennig. Leben Sie wohl, Herr Neveu!" setzte er hinzu und machte eine stolze, verabschiedende Handbewegung.

Wie ein Rasender, eine wilde Verwünschung ausstoßend, stürzte Ewald aus dem Zimmer.

Der Graf war doch durch diesen Auftritt zu tief erschüttert worden, um sofort abreisen zu können. Nachdem er sich wieder etwas erholt, ritt er in später Nachmittagsstunde hinaus zu seiner Schwester, um ihr die tolle Halsstarrigkeit ihres Sohnes vorzuhalten und nun auch von ihr für immer Abschied zu nehmen. Hedwig blieb im Hotel zurück. Sie würde ohnehin ihren Vater auf diesem Ausflug nicht begleitet haben, aber durch einen Fall vom Pferde hatte sie sich am vergangenen Tage den Fuß verstaucht und mußte das Zimmer hüten.

Die arme alte Frau von Wille war tief darniedergebeugt durch dies unerwartete Zerwürfniß, aber mehr selbst als der Zorn des Bruders bekümmerte sie die Abwesenheit ihres Sohnes, der sich heut noch nicht bei seiner Mutter hatte sehen lassen.

„Du hast den Jungen verzogen, voilà tout,“ bemerkte der Graf.

Frau von Wille wurde durch dieses Wort tief gekränkt, und die Scheidewand fühlend, die sich jetzt zwischen ihnen aufthürmte, nahmen die Geschwister von einander kühl und höflich Abschied. Der Vollmond stand bereits am Himmel und übergoß Alles mit seinem magischen Licht, als der Graf heimritt. Es war eine prachtvolle Mainacht, die blühenden Bäume strömten einen solch' berauschenden Duft aus, ganz im Schauen

und Träumen versunken ließ der Graf die Zügel auf den Hals seines treuen Pferdes fallen und ritt langsam in der dunklen Kastanienallee dahin. — —

Eine Viertelstunde später brachte man den Leichnam des Grafen in das Hotel zu den drei Bergen. Heimkehrende Arbeiter hatten ihn, in seinem Blute schwimmend, unter den Kastanien gefunden — eine Kugel hatte ihm den Rücken durchbohrt. Das Pferd hatte, wie man an den Blutspuren sah, den Grafen noch einige Schritte fortgeschleift und war dann stehen geblieben, verwundert seinen geliebten Herrn beschnuppernd.

Noch ehe der traurige Zug in der Stadt angekommen, hatte der Graf den letzten Seufzer ausgehaucht. Nur unverständliche Laute waren noch von seinen Lippen gekommen, aber kein zusammenhängendes Wort.

Der Leichenzug hatte kaum das Hotel erreicht, da war auch schon die öffentliche Meinung über den Mörder fertig. Die Kellner erzählten von den Vorgängen am heutigen Morgen und waren die Ersten, die augenblicklich den Verdacht auf den wilden, rauflustigen Neffen lenkten.

Im untern Gastzimmer des Hotels waren wie gewöhnlich die Honoratioren der Stadt versammelt, ein Arzt und mehrere Gerichtsbeamte befanden sich darunter, und es wurde augenblicklich hin und her debattirt.

Einige drangen darauf, daß sogleich auf den Neffen gefahndet werden müsse, und Polizeibeamte wurden nach allen Richtungen ausgeschickt.

In Hedwig's Zimmer blieb es trotz des Geräusches, das jetzt das ganze Haus durchschwirrte, still, und so entschlossen sich einige der Herren, der Pflegetochter des Grafen diese entsetzliche Nachricht schonend mitzutheilen.

Wie erstaunten die Herren vom Gericht, als sie in das Zimmer traten und den vermeintlichen Mörder mit Hedwig ruhig am Schachtisch fanden, und dieser bei ihrem Eintritt eben „gardez“ ansagte.

Die Herren verloren die Fassung, und anstatt, wie beabsichtigt, mit größter Zartheit Hedwig auf dies finstere Ereigniß vorzubereiten, brachten sie augenblicklich ihre Schreckenspost.

Hedwig griff an ihr Herz, als müsse sie es davor bewahren, daß es nicht in Stücke breche, eine Todtenbläße bedeckte ihr Antlitz, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, rollte Thräne auf Thräne über ihre Wange.

„Todt!“ stammelte Ewald und streckte wie entsetzt die Hände aus.

Ein junger Assessor, der erst vor Kurzem als stellvertretender Staatsanwalt nach Haindorf versetzt worden, raffte sich zuerst auf; so leicht durfte man einen

Verdacht nicht fallen lassen, das verstieß gegen die Pflichten seines Amtes, und er wandte sich an Ewald mit der Frage: „Darf ich Sie um Auskunft bitten, seit wann Sie dies Zimmer betreten haben?"

„Warum?" frug Ewald unbefangen, „ich habe nicht darauf geachtet, fragen Sie meine Cousine," und er sah auf Hedwig. Der Blick seiner großen, dunklen Augen schien diese förmlich aus ihrem Seelenschmerz aufzurütteln, sie sah noch unter Thränen zu ihm hinüber. Als der Beamte seine Frage auch an sie richtete, zuckte es schmerzlich um ihre Lippen, ihre Brust hob sich, und sie stieß krampfhaft heraus: „Seit einer Stunde!" — Dann brach sie ohnmächtig zusammen. —

Durch die Aussage Hedwig's war das Alibi Ewald's überzeugend nachgewiesen, und wie sehr auch Anfangs der Schein gegen ihn gewesen, der Glaube an seine Unschuld trat um so lebhafter hervor, als jetzt plötzlich der Verdacht des Mordes auf einen Andern fiel, den Wilddieb Peter Kunz. Dieser junge, wüste Gesell war nach seiner Züchtigung, dem Grafen Rache schwörend, aus der Gegend völlig verschwunden, und selbst die hinter ihm erlassenen Steckbriefe blieben ohne Erfolg.

Die Zeit wirft Erde über jedes Grab; auch dieses düstere Ereigniß gerieth nach und nach in Vergessenheit.

Ewald von Wille, den der plötzliche Tod seines Oheims aus schwerster Bedrängniß gerettet, sah sich nun am Ziel seiner Wünsche. Ein halbes Jahr später hatte er Adelheid Dorn als Gattin heimgeführt und sich, um allem Geschwätz zu entgehen, auf Schloß Waldheim zurückgezogen. Frau von Wille war ihrem Bruder kurze Zeit darauf in die Gruft gefolgt, und der Tod der geliebten Mutter hatte auf den Sohn einen tiefen Eindruck gemacht. Aus dem wilden, rauflustigen Offizier war ein ruhiger, gesetzter Mann geworden, der mit Eifer und Umsicht die Verwaltung seiner Güter selbst in die Hand nahm und besonders rastlos bemüht war, Schloß Waldheim durch neue, geschmackvolle Anlagen in einen reizenden Landsitz umzuwandeln.

Seine Gattin konnte diese rastlose Schaffenslust nicht begreifen; — sie mochte kein künftiges Behagen erkaufen durch völliges Aufgeben des jetzigen — dennoch nahm auch sie an all den neuen Parkanlagen, den Bauten und Verbesserungen den lebhaftesten Antheil. Es war so hübsch, am Arme des Gemahls von einer Arbeitsgruppe zur andern zu gehen, die demüthigen Grüße dieser Leute zu empfangen und manchmal auch noch den bewundernden, leisen Ausruf zu hören: „Die schöne gnädige Frau!"

Der hellste Sonnenschein schien sich vor diesem glücklichen Paare auszubreiten, und doch zeigte sich

Ewald's Stirn düster und umwölkt. Der übermüthige tollköpfige Mann war jetzt ernst und verschlossen; kein Lächeln stahl sich mehr auf seine Lippen, und er, der sich einst den süßen Müssiggang so schön geträumt, fand die einzige Zerstreuung in rastloser, angestrengter Arbeit.

Hedwig von Derenthal hatte nach dem Verlust ihres geliebten Pflegevaters Schloß Waldheim sofort verlassen und war in die Residenz gezogen. Hier wurde sie bald durch ihre Herzensgüte die Stütze und Zuflucht der Armen. Sie glaubte durch den Besitz eines großen Vermögens die Mission erhalten zu haben, menschliches Elend zu lindern, Thränen des Kummers zu trocknen, so weit immer ihre Kräfte reichten, und wie sie auch ihr Wohlthun zu verheimlichen suchte, es war doch in die Oeffentlichkeit gedrungen, und selbst Zeitungen brachten Züge von ihrer unermüdlichen Fürsorge für die Armen.

Die junge Frau von Wille hörte nicht gern von Hedwig sprechen, es hatte schon damals ihre Eifersucht erregt, daß Ewald nach seinem Zerwürfniß mit dem Grafen noch eine Stunde lang bei einem jungen Mädchen sitzen konnte, der er doch allein all' diese Stürme zu verdanken hatte, ja sie konnte ein Gefühl von Neid nicht unterdrücken, wenn Ewald stets von der Tochter des Generals mit großer Verehrung sprach und sie als ein überirdisches Wesen pries.

Doch diese kleinen Regungen von Eifersucht gingen vorüber, aber ein anderer Schatten trübte ihre Ehe. Zwei blühende, zarte Kinder waren rasch hintereinander gestorben; das dritte kam todt zur Welt. Wohl war es für die jungen Eheleute ein harter Schlag, der besonders Ewald noch finsterer und verschlossener machte; aber auf Frau Dorn brachte er eine fast vernichtende Wirkung hervor. Ihre ohnehin unruhige, rastlose Seele schien nach dem Tode der Kinder wie von Dämonen gehetzt. Die alte Krankheit des Nachtwandelns stellte sich in erhöhtem Grade wieder ein, und Adelheid begann für den Verstand der Mutter zu fürchten.

Mit dem Augenblick, wo ihre Tochter am Ziel, war überhaupt mit Frau Dorn eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Adelheid hatte erwartet, daß ihre Mutter von Neuem aufleben und nun erst, in diesem großen Wirkungskreise, eine Befriedigung für ihren männlichen und festen Geist finden würde. Statt dessen wandelte Frau Dorn wie im Traum umher, sie ließ Alles geschehen, und am wohlsten war ihr, wenn sie in dem abgelegensten Theil des Parkes umherwandern und dann lebhaft vor sich hin sprechen konnte. — Im Schlosse hieß es: „Die Mutter der gnädigen Frau ist verrückt."

„Sie hat all' ihre Kräfte daran gesetzt, mich in

diese glänzende Lage zu bringen, und nun sie das Ziel erreicht, sinkt sie erschöpft zusammen," so suchte sich Adelheid das Benehmen der Mutter psychologisch zu erklären.

Da der Zustand der Frau Dorn immer bedenklicher wurde, ihre dunklen Reden oft an Wahnsinn streiften, riethen die Aerzte zu einer Luftveränderung, und Frau von Wille beschloß, beim Beginn des Winters in die Hauptstadt zu reisen, um der armen Mutter Zerstreuungen zu bieten.

Das Mittel schien auch anfangs vom besten Erfolge gekrönt, besonders war es das Theater, das Frau Dorn anzog und erheiterte. Frau von Wille wählte wohlweislich nur Lustspiele, weil sie bei der ohnehin aufgeregten, krankhaften Phantasie der Mutter den Besuch eines Drama's fürchten mußte.

Die Ankündigung einiger kleinen Lustspiele versprach einen recht heitern Abend, und Frau von Wille hatte für diese Vorstellung Billets bestellt, aber als sie am Schauspielhause vorfuhren, verkündigten die rothen Zettel eine Aenderung. Ein durchreisender hoher Gast hatte sich Shakespeare's Macbeth bestellt, weil er eine berühmte Schauspielerin in ihrer anerkannt besten Rolle als Lady Macbeth bewundern wollte. Frau von Wille erschrak und beabsichtigte, das Schauspielhaus wieder zu verlassen, aber ihre Mutter entgegnete seltsam aufgeregt:

„Nein, nein, gerade das Stück will ich sehen, das ist gut!“ Adelheid wollte der reizbaren Mutter nicht weiter widersprechen, und Beide nahmen in einer Loge des ersten Ranges Platz.

Mit gewohntem, beinahe stumpfsinnigem Gleichmuth ließ Frau Dorn die ersten Scenen des Stückes an sich vorübergehen. Während die Hexen ihre wunderlichen Sprüche hersagten, starrte sie unverwandt auf das Feuer unter dem Kessel und flüsterte ihrer Tochter zu: „Das Geschirr ist zu blank für die alten Hexen.“ Adelheid lächelte; sie machte wieder die alte Bemerkung, daß der Mensch nur ein scharfes Auge für das hat, was ihm Interesse einflößt; bei der Mutter außerordentlicher Vorliebe für Reinlichkeit mußten ihr blank gescheuerte Kessel bei schmutzigen Hexen sehr wunderlich vorkommen.

Als sich jedoch die Bühne verwandelte und Lady Macbeth mit dem Briefe auftrat, da war plötzlich der Stumpfsinn aus Frau Dorn's Gesicht verschwunden. Sie lehnte sich über die Brüstung und horchte in athemloser Spannung auf jeden Laut der Künstlerin. Bei den Worten:

„Kommt, ihr Geister,
Die ihr auf Mordgedanken lauscht, entweibt mich —“

blickte sie scheu und entsetzt um sich, als umschwirrten auch sie böse Geister. Sie sah nur Operngucker, die auf die Bühne gerichtet waren, strich sich über die Stirn,

als könne sie dort Etwas verscheuchen, und starrte jetzt wieder mit einer Aufmerksamkeit auf die Bühne, als rollten dort die Räder ihres eigenen Geschicks. Bei der Scene, in der Lady Macbeth ihren Mann zur unseligen That aufstachelt, schien sich das Seelenleben der unglücklichen Frau nur noch in ihre Augen zu drängen.

„Scheust Du Dich,
Derselbe Mann zu sein in Kraft und That,
Der Du in Worten bist.“

Leise sprach sie diese Worte nach, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war zu sehr auf das ausgezeichnete Spiel der Künstlerin gerichtet, als daß man das Benehmen der Fremden hätte beachten sollen, nur als der Vorhang des ersten Actes fiel, und sie gläsernen Auges, todtenbleich noch immer hinabstarrte, wurde ihre Tochter aufmerksam: „Du bist nicht wohl, Mutter. Laß uns nach Hause fahren.“

„Nein, mir ist wohl,“ sagte Frau Dorn, und sie rührte sich nicht von der Stelle. Wie in einen Zauberbann gelegt, verfolgte sie Scene auf Scene des Stücks, und als endlich der Vorhang zum fünften Mal aufrollte, Lady Macbeth mit der Kerze in der Hand als Nachtwandlerin über die Bühne schreitet, da erreichte ihre Aufregung den höchsten Grad. Krampfhaft faßte

sie die Brüstung des Balkons, ihre Augen wurden noch starrer, gläserner, das Blut ihres Herzens begann zu stocken, sie riß den Handschuh von der zitternden Hand und begann, wie dort Lady Macbeth auf der Bühne, die Hände zu reiben.

Die Künstlerin spielte mit einer erschütternden Wahrheit, aber die Frau in der Loge, — mit dem verzerrten Antlitz, den starren, halb todten Augen, den zuckenden Fingern, die wie Schlangen sich um sich selbst ringelten — war mindestens eine eben so große Künstlerin und kopirte die große, tragische Schauspielerin mit großem Glück.

Schon richteten sich die neugierigen Blicke einiger Zuschauer auf Frau Dorn. Frau von Wille wurde unruhig und wollte die Mutter schonend hinwegziehen, aber diese wich nicht von der Stelle. „Da ist auch noch ein Fleck,“ sagte sie halblaut und wies auf ihre Hand.

„Weg, Du verdammter Fleck! Weg, sag' ich. — Eins, zwei! —“ sprach Lady Macbeth auf der Bühne. — Die Frau in der Loge zählte mit.

„Ja wohl, dann ist es Zeit zur That. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemahl, pfui, ein Soldat und furchtsam? —“

In athemloser Spannung folgte das Publikum diesem erschütternden Monolog der Tragödie.

„Ja wohl, ja wohl, ein Soldat und furchtsam! —“ preßte Frau Dorn zwischen den bleichen Lippen hervor.

„Was haben wir zu fürchten, wer weiß es? Niemand zieht unsre Macht zur Rechenschaft — doch — wer konnte denken, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich gehabt? —“ hieß es dort auf der Bühne weiter.

Jetzt sprang Frau Dorn auf, ihre Tochter wollte sie niederhalten, aber mit der Kraft einer Wahnsinnigen stieß sie dieselbe zurück. Die Hände auf die Brust gepreßt, beugte sie das todtenbleiche Antlitz weit über die Brüstung hinaus. Sie hörte noch Lády Macbeth's berühmtes Wort: „Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand, oh, — oh, — oh!“ und als die Künstlerin ihren wie im tiefsten Entsetzen herausgepreßten Seufzer ausstieß, sank Frau Dorn mit einem wilden Schrei, der erschütternd durch das ganze Haus schrillte, bewußtlos zusammen.

Der Vorfall im Theater machte großes Aufsehen. Die enthusiastischen Anhänger der berühmten Schauspielerin sahen darin einen neuen Beweis von der dämonischen Gewalt, die ihr Liebling auf die Gemüther ausüben konnte; Juristen dagegen sprachen einfach von einer geheimen Schuld dieser Frau, die auf diese Weise an's Tageslicht gekommen — nennt doch ein indischer Dichter das Gewissen: den alten Einsiedler oder Seher im

Herzen. Die Ermordung des Grafen, die selbst in den höheren Kreisen der Residenz bekannt und noch nicht völlig vergessen war, kam wieder lebhaft in Erinnerung. Frau Dorn wurde öffentlich der Ermordung des Grafen angeklagt, und bald darauf wirklich die Kriminal-Untersuchung gegen die Mutter der Frau von Wille eingeleitet.

Ihr Schwiegersohn war außer sich über diesen unseligen Vorfall und setzte alle Hebel in Bewegung, jeden Verdacht von seiner Schwiegermutter zu beseitigen. Adelheid gewann in dieser Sorge für ihre Mutter Ewald erst wahrhaft lieb. Jetzt erschloß sie ihm den ganzen Reichthum ihrer Liebe und sank dann oft mit den Worten an seine Brust: „Wie edel, wie gut Du bist — ich werde Dir diese Aufopferung für meine Mutter nie vergessen.“ Sonderbar genug, lehnte Ewald ihre wärmsten Danksagungen fast kalt und finster ab; überhaupt war er seit diesem Ereigniß wie verwandelt. Seine frühere Schwermuth machte jetzt einer düstern Unruhe Platz; er schlich finster brütend umher, kümmerte sich nicht mehr um seine Bauten, seine Anlagen, ritt am liebsten in den Wald und kam dann, müder gehetzt wie sein Pferd, in alter Schwermuth heim.

Ewald's anhaltenden Bemühungen war es doch zum Theil gelungen, den Verdacht, daß seine Schwiegermutter den Grafen erschossen, von ihr abzuwälzen. Er wies nach, daß die unglückliche Frau in ihrer Jugend

schon einmal im Irrenhause gewesen, daß sie noch jetzt an der Krankheit des Nachtwandelns leide, und daß sonach das Stück auf ihre ohnehin reizbaren Nerven erschütternd habe wirken müssen, weil Lady Macbeth auch als Nachtwandlerin erscheine. Dann aber machte er durch seinen Advokaten geltend, daß Frau Dorn niemals ein Gewehr in der Hand gehabt und der tödtliche Schuß nur von einem geübten Schützen habe herrühren können, und er deutete wieder auf den Wilddieb Peter Kunz.

Noch war die Untersuchung gegen Frau Dorn nicht zu Ende geführt, da erhielt die Sache plötzlich eine andere Wendung. Peter Kunz war auf einem neuen Forstfrevel ertappt und gefänglich eingezogen worden. Vielleicht hatte der freche Bursche gehofft, daß über den Mord des Grafen längst Gras gewachsen und er jetzt sicher in die Heimath zurückkehren dürfe. Er hätte sich zu keiner für ihn gefährlicheren Zeit einfinden können, und die Untersuchung wurde sofort gegen ihn eingeleitet. Bald konnte über seine Schuld kein Zweifel sein. Es fanden sich ein paar Zeugen, die am Tage der Ermordung des Grafen Peter Kunz um das Landhaus der inzwischen verstorbenen Mutter des Herrn von Wille hatten schleichen sehen, ja ein Zeuge beschwor, daß er aus der Ferne beobachtet, wie Peter Kunz auf den Grafen geschossen, und den Wilddieb beim hellen Mondlicht

recht gut erkannt. Auf die Vorhaltung, warum sie erst jetzt mit diesem Zeugniß hervorträten, gaben die Zeugen an, daß sie die Laufereien zum Gericht gefürchtet, und es ja doch Nichts genutzt hätte, weil der Mörder verschwunden gewesen.

Der Wilddieb wußte wenig für seine Unschuld anzuführen; er gab zu, gegen den Grafen Drohungen ausgestoßen, ja selbst in der Gegend von Haindorf sich umhergetrieben zu haben, dennoch betheuerte er seine Unschuld, und wenn man ihm vorhielt, warum er nach der Ermordung des Grafen außer Landes geflohen, gab er stets die eine Antwort, daß er gleich gefürchtet, man könnte ihn in die Geschichte hineinbringen, und er deshalb lieber sich „unsichtbar“ gemacht. Es war ein roher, wüster Mensch, zu dem man sich der That wohl versehen konnte, und die Persönlichkeit des Angeklagten, wie die Menge der gegen ihn sprechenden Schuldbeweise bestimmten die Geschworenen zu dem fast einstimmigen Urtheil: „Schuldig!“

Die Untersuchung gegen Frau Dorn wurde natürlich niedergeschlagen.

Ewald schien wieder durch dies glückliche Ereigniß hoch aufzuathmen, er saß eben im traulichen Gespräch bei seiner Gattin, da hielt vor dem Schlosse ein Reisewagen. Eine Dame, in Trauerkleidern und tief ver-

schleiert, stieg heraus. — Der Diener meldete: Fräulein von Derenthal! —"

„Deine alte Liebe, Du wirst ja förmlich blaß," rief Adelheid, und ihre Eifersucht regte sich wieder. „Ah, darum bist Du mit mir nicht glücklich, Du hast mich nie geliebt — nur sie" — setzte sie in blinder Leidenschaftlichkeit hinzu.

Ewald antwortete nicht und blickte düster vor sich hin. „Laß uns allein, Adelheid!" sagte er so kalt und streng, wie er mit seiner Gattin noch nie gesprochen, und er machte eine gebieterische Handbewegung. Mechanisch, völlig außer Fassung, verließ Adelheid das Zimmer; aber ihre Neugier ließ ihr keine Ruhe, sie legte horchend das Ohr an das Schlüsselloch.

Hedwig trat ein, mit der ganzen Hoheit und Würde, die ihr eigen war, mit dem bleichen, ernsten Gesicht erschien sie wie eine Nemesis, die Rechenschaft fordert. Kalt und höflich grüßten sich die Jugendgespielen. „Ewald, ahnst Du, warum ich komme?" frug Hedwig langsam und mit Betonung.

Ewald schwieg und blickte finster zur Erde.

„Du schweigst?! auch ich habe lange genug geschwiegen. Laß es mich denn sagen, jetzt, wo Alles hinter mir liegt, meine Hoffnung und mein Glück, daß ich Dich einst geliebt, mit der ganzen Innigkeit und Tiefe meines

Wesens, und Du verschmähtest mich, Du liebtest eine Andere, und all' den Jubel, den Liebesrausch, legtest Du nieder, wie ein mittheilsamer Freund, in mein blutendes Herz. Ich habe damals viel gelitten, doch diese Liebe, der ich nicht Herr werden konnte, sollte mich noch elender machen. Als Du damals wie wahnsinnig in mein Zimmer stürztest und riefst: rette mich, sonst bin ich verloren, da dacht' ich daran, was ich Dir gelobt, und ich brachte Dir das Heiligste und Höchste zum Opfer — die Wahrheit ... Ich habe den Mörder meines Vaters nicht verrathen, — weil ich ihn liebte — fordere Nichts weiter, der Zauber war damit gebrochen — ich liebe Dich nicht mehr, ja, ich muß mein Herz bekämpfen, um Dich nicht eben so glühend zu hassen, wie ich Dich einst geliebt. Fordere kein zweites Opfer von mir ...."

„Ich fordere Nichts!" erwiederte Ewald tonlos.

„Doch! ich soll wieder schweigen und einen Unschuldigen auf das Schaffot bringen lassen — rette den armen unschuldigen Menschen vom Verderben — Du mußt es thun, ich fordere es!" sagte Hedwig fest und bestimmt.

„Wie kann ich das?" erwiederte Ewald.

„Hast Du Mittel gefunden, den Mann zum Mörder zu stempeln, wirst Du auch Mittel finden, ihn frei zu machen," entgegnete Hedwig kalt.

„Ich will es, ja, ich will ihn befreien," sagte Ewald,

sich plötzlich aufraffend, „und mich dazu,“ setzte er tonlos hinzu.

„Ich danke Dir, lebe wohl, Ewald.“

„Lebe wohl!“

Ihr Wagen rollte davon.

Adelheid hatte in athemloser Spannung dem Gespräch zugehört. Als Hedwig ihre Liebe bekannte, hätte sie die Thür sprengen und mit den Worten auf sie zustürzen mögen: „Hinweg, Sirene!“ aber als sie endlich das Entsetzliche hörte, der Schleier vor ihr zerriß, der ein so schreckliches Geheimniß verhüllte, das sie zwar geahnt, aber furchtsam nicht zu lüften gewagt, da flirrte es ihr vor den Augen, ein halblauter Schrei rang sich von ihren Lippen; und bewußtlos sank sie an der Thür herab und auf die Schwelle. Wie lange sie dort gelegen, wußte sie nicht, ein Schuß schreckte sie auf, sie erwachte aus ihrer Ohnmacht und stürzte in das Zimmer. Ihr Gemahl lag mit zerschmettertem Kopf in seinem Lehnsessel.

Die Diener liefen herbei, das Zimmer füllte sich mit Leuten. —

Auf dem Schreibtisch des Herrn v. Wille lag ein weißes Papier — das Bekenntniß seiner Schuld: „Gebt den armen Menschen frei, er ist unschuldig . . . auch meine Schwiegermutter schoß nicht nach meinem Oheim — sie ist ja nur ein Weib . . . aber sie trieb mich zum

Morde — sie hat ihre Lady Macbeth vortrefflich gespielt, bis an's Ende! — Nun ist das Stück aus!" —

Frau Dorn wurde zwar jetzt von Neuem in Anklagestand gesetzt, doch ein ausgezeichneter Advokat übernahm ihre Vertheidigung, und sie wurde freigesprochen.

Noch mehrere Jahre irrte die unglückliche Frau wie ein ruheloser Geist durch das Schloß. Wenn der Vollmond sein bleiches, müdes Licht über die Landschaft breitete, dann litt es sie nicht mehr auf ihrem Lager. Im weißen Nachtgewande glitt sie von Zimmer zu Zimmer, eilte dann in den Garten, und an dem Ufer des Sees, den einst der alte Graf mit Hedwig zu seinem Spaziergange ausgewählt, irrte sie geisterhaft hin und her. Sie rieb sich so lange die Hände, bis sie gewöhnlich mit dem Ausruf: „Da ist noch ein Fleck!" zusammenbrach.

Um diese nächtlichen Wanderungen der Mutter, die durch ihre Schauerlichkeit einen Diener nach dem Andern aus dem Schlosse trieben, ein Ende zu machen, befahl die Tochter, auf Anrathen der Aerzte, die Fensterladen der Kranken fest zu schließen.

Wieder trieb der Mond die schuldgequälte Frau auf; gerade die Finsterniß brachte sie zur Verzweiflung, mit übermenschlicher Gewalt rüttelte sie an dem Laden, endlich hatte sie ihn aus seinen Angeln gehoben . . . das Mondlicht strömte ihr voll und glänzend entgegen —

wie davon gelähmt, sanken ihre Arme herunter, und der schwere Fensterladen traf ihre Stirn. — Man fand sie am andern Morgen in ihrem Blute schwimmend — kalt und todt. —

Frau von Wille führte ein ruheloses, unstetes Leben. Bald stürzte sie sich in einen wilden Strudel der Freude und des Vergnügens, um sich zu betäuben, bald lebte sie einsam auf ihrem Schlosse, für Niemand sichtbar. Friede und Glück zogen nicht mehr in ihr Herz . . .

Hedwig blieb unvermählt. Sie suchte dort Frieden, wo ihn ein wundes Herz allein finden kann — im unermüdlichen Wohlthun — im rastlosen Schaffen für das Glück Anderer.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Habicht, Ludwig,

Kriminal-Novellen von Ludwig Habicht

Breslau 1864